Nr. 42. Monatlich vier Nummern — Berlin, 8. November 1871. — Preis Vierteljährlich 25 Sgr. — XVII. Jahrgang.

Inhalt: „Barfüßele", von Berthold Auerbach (mit Illustration). — Das Leben im Harìm. Von Luise Mühlbach. — Das Geheimniß. Von Ludwig Pietsch. — Die Königin von Castilien. Novelle von Adolf Wilbrandt. (Fortsetzung.) — Plaudereien aus der Schweiz. I. Von W. Marr (mit Initiale von Grot'Johann). — Das Geheimniß. Nach dem eigenen Gemälde gezeichnet von Otto Erdmann. — Vor den Thoren von Sedan. Von Theodor Fontane. — Modenbild nebst Beschreibung. — Wirthschaftsplaudereien. Prof. Meidinger's Füllregulirofen (mit Abbildungen). — Schach-Aufgabe. Nr. VIII. — Auflösung des Räthsels Seite 330. — Zur Wintermode. — Rebus. — Correspondenz.

„Barfüßele", von Berthold Auerbach.

Mit 75 Illustrationen von B. Vautier.

(Stuttgart. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung.)

Die illustrirte Ausgabe von Auerbach's „Barfüßele" ist allbekannt und allbeliebt. Für eine demnächst erscheinende zweite Auflage hat Meister Vautier zwei Scenen neu gezeichnet. Wir geben von den beiden interessanten Illustrationen die eine. Als beste Erläuterung folge die betreffende Stelle aus „Barfüßele".

„Auf dem Vorplatze des großen Tanzbodens waren die Kinder versammelt, und während die Erwachsenen drinnen tanzten und jauchzten, ahmten die Kinder hier das Gleiche nach. Aber seltsam! mit Amrei wollte kein Knabe und kein Mädchen tanzen, und man wußte nicht, wer es zuerst gesagt, aber man hatte es gehört, daß eine Stimme rief: „Mit Dir tanzt Keiner, Du bist ja das Barfüßele", und „Barfüßele! Barfüßele! Barfüßele!" schrie es nun von allen Seiten. Amrei stand das Weinen in den Augen, aber hier übte sie schnell wieder jene Kraft, mit der sie Spott und Kränkung bezwang; sie drückte die Thränen hinab, faßte hüben und drüben ihre Schürze, tanzte mit sich allein herum und so zierlich, so biegsam, daß alle Kinder inne hielten. Und bald nickten die Erwachsenen unter der Thüre einander zu, und ein Kreis von Männern und Frauen bildete sich um Amrei, und besonders der Rodelbauer, der sich an diesem Tage doppelt gütlich gethan hatte, schnalzte mit den Händen und pfiff lustig den Walzer, den die Musik drinnen aufspielte, und Amrei tanzte unaufhörlich fort und schien gar keine Müdigkeit zu kennen. Als endlich die Musik verstummte, faßte der Rodelbauer Amrei an der Hand und fragte: „Du Blitzmädle, wer hat Dir denn das so schön gelehrt?"

„Niemand."

„Warum tanzest Du denn mit Niemand?"

„Es ist besser, man thut's allein, da braucht man auf Niemand zu warten und hat seinen Tänzer immer bei sich.""

Das Leben im Harìm.

(Aus dem nächstens erscheinenden Werke: Mohammed Ali's Nachfolger. Von Luise Mühlbach. 3 Bände. Costenoble. Jena.)

Der große Saal im Palaste der Prinzessin Nahib, welcher den Dienerinnen und Sklavinnen zum Versammlungsorte diente, war eben geöffnet, und eine nach der andern kamen sie herein, um mißmuthig, schläfrig und gelangweilt auf die niedrigen Polster sich niederzuhocken und zu warten, bis die Dienerinnen den Morgenimbiß, die Ziegenmilch mit Honig, den Sorbet aus süßen Citronen bereitet und den Cursch*) herumreichen würden.

Mehr als zwanzig junger Frauengestalten lagen auf den Polstern. Viele von ihnen waren schön und Alle noch jung; aber die Freudigkeit der Jugend und der Friede behaglichen Daseins war auf keinem dieser Gesichter zu lesen. Gleichgiltigkeit und, schlimmer noch als das, Langeweile sprach aus diesen regelmäßigen Zügen, lagerte in schweren Wolken auf den breiten, prächtigen Stirnen, zog die Mundwinkel nieder und verscheuchte jedes Lächeln von den Purpurlippen.

Die Langeweile, dieser unheimliche Beherrscher des Harìms, lagerte schwerer als je mit seinen schwarzen Fittigen über dem Palaste der Prinzessin Nahib, seitdem sie krank war. Denn also hatte der Harìmsaufseher Bedoui vor vierzehn Tagen den Frauen gemeldet: „Prinzessin Nahib ist sehr krank, sie darf ihre inneren Gemächer nicht verlassen und Niemand darf bei ihr sein außer ihrem Gemahl und dem Arzt, welchen ihr gnädiger Vater, Mohammed Ali, ihr gesandt, außer dem weisen Franken-Doctor Macredi. Darum muß jedes Geräusch verstummen, kein Gesang, kein Lachen darf ertönen. Still und leise werdet Ihr Euch bei Euren Mahlzeiten versammeln, still und leise werdet Ihr in dem

*) Der Cursch ist die von der Büffelmilch abgeschöpfte Sahne, welche in einem Ofen gebacken und dann mit Zucker und Honig begossen wird.

Garten Eure Spaziergänge machen und wehe der, welche wagt, dem Gebote zuwider zu handeln!"

Das war der strenge Befehl Bedoui's gewesen, und Keine hatte gewagt, demselben zuwider zu handeln!

Sie kennen Bedoui's Strenge, sie wissen, daß es ihm Freude macht, sie zu schlagen, sie die Nilpferdpeitsche fühlen zu lassen oder sie in einem von den drei dunklen, finsteren Gemächern einzusperren und sie zur Strafe so lange hungern und dursten zu lassen, bis sie fast dem Tode nahe sind.

Kaum leise miteinander zu flüstern haben sie gewagt, und hat Eine irgend ein Wort gesagt zu einer Anderen, so schaute sie dann ängstlich hin, ob nicht eine der schwarzen Sklavinnen es gehört habe und es Bedoui verrathen werde. Und doch, was sie sagte, war so gleichgiltig, so nur ein kaltes, gelangweiltes Wort! Denn wer würde es wagen, Anderes zu sprechen oder gar die Gedanken, welche das Herz bewegen, ertönen zu lassen von den Lippen!

Es ist sehr gefährlich, im Harìm irgend ein bedeutsam Wort zu reden, denn es fliegt von einem Ohr zum andern, von einer Lippe zur andern, bis es hingelangt zu dem Eunuchenchef, der es zu strafen versteht.

Schweigsam sind alle Dienerinnen, und noch keine hat verrathen, was tief in ihrem Herzen spricht, was ihre Seele flüstert:

„Nahib ist nicht krank und sie befindet sich nicht im Palaste."

Sie denken's Alle, doch Keine hat's gesagt, Keine es ausgesprochen und Keine hat jemals auch nur mit einem Zucken der Augenlider der Anderen angedeutet, was sie denke.

„Prinzessin Nahib ist krank, und kein Geräusch darf die Stille des Palastes unterbrechen," so lautet Bedoui's Ordre, und sie haben sie befolgt, und die Langeweile ist mit jedem Tage schwerer niedergesunken über ihre Häupter und hat sie noch tiefer gebeugt.

Denn selbst die Zerstreuung, welche in den Harìms anderer Fürstinnen doch den Dienerinnen und Sklavinnen geboten wird, die Zerstreuung, zu werben um die Gunst des Herrn, selbst die ist den Frauen der Prinzessin Nahib versagt.

Sie haben den Herrn des Hauses in diesen vierzehn Tagen nicht ein einzig Mal gesehen, und niemals hat Hakir Pascha die inneren Gemächer, in welchen er, wie Bedoui sagt, bei der Prinzessin weilt, verlassen, und niemals hat eine der Sklavinnen sein Angesicht erschaut.

Auch früher hat ihnen diese Zerstreuung, zu buhlen und zu kämpfen um die Gunst des Herrn, stets gefehlt, denn Harkir Pascha hat es stets vermieden, die Frauen anzusehen! Selbst die Schönen, welche lächelnd zu ihm traten und ihm den Sorbet auf goldener Schale reichten, oder ihm den Cschibuk darbrachten und die Kohlen mit goldener Zange auf den Tabak legten, selbst diese durften sich nicht rühmen, jemals mit einem huldvollen Blicke von Harkir Pascha angeschaut zu werden.

Doch nein! Einmal hat Harkir Pascha das Auge gerichtet auf die schöne Cirkassierin, welche lächelnd und blühend wie die Rose von Damaskus vor ihm stand! Ein einzig Mal hat er sie angesehen und hat ihr zugenickt mit einem freundlichen Lächeln und hat, während er den Sorbet trank, den sie ihm reichte, immer nur sie angeschaut.

Doch am nächsten Morgen ertönte ein furchtbares Geschrei aus dem Saal zu ebener Erde, wo die Sklavinnen sich versammeln zum Morgenimbiß und wo gleichzeitig Gericht gehalten wird über die Sklavinnen, die irgend ein Verbrechen begangen haben. Die schöne Cirkassierin ward drunten im Saale, im Beisein aller Sklavinnen, gezüchtigt mit der Nilpferdpeitsche. Prinzessin Nahib hatte es also befohlen, und wenn sie auch nicht sagte, welches das Verbrechen der Sklavin gewesen und weshalb man sie so züchtigen solle, so weiß jede der Dienerinnen doch, was sie gethan und welch furchtbares Verbrechen sie begangen: sie hat die Aufmerksamkeit des Herrn auf sich gezogen, Harkir Pascha hat die schöne Cirkassierin bewundert!

Das ist ein Verbrechen, welches Prinzessin Nahib schwer strafen läßt, und für welches die schöne Cirkassierin wochenlang Qualen und Schmerzen zu leiden hatte!

Seit jenem Tage blickte Harkir Pascha niemals wieder auf eine der Sklavinnen, und so sehr Prinzessin Nahib, wenn er an ihrer Seite auf dem Polster ruht und den Tänzen der Sklavinnen zuschaut, so sehr auch Nahib aufmerksam gespäht hat nach irgend einem Zeichen des Interesses, niemals hatte sie Gelegenheit, sich wieder zu beklagen.

Harkir Pascha ist der ergebene unterthänige Diener seiner Gemahlin geblieben, und keine der Sklavinnen erfreut sich irgend einer Gunst!

Sie langweilen sich, die Frauen des Harìms! Es gibt unter ihnen kein Ringen, kein Buhlen um den Vorzug. Jede ist nur, was sie sein soll: die gekaufte Dienerin und Sklavin ihrer Herrin, und mit dem Herrn haben sie Nichts zu schaffen. Darum, weil keine von ihnen Hoffnung hat, von Harkir Pascha angesehen zu werden, dem einzigen Manne, vor dem sie unverschleiert erscheinen dürfen, darum haben sie sich auch nicht die Mühe gegeben, ihre schöne Gestalt durch besondern Aufputz schöner noch zu machen.

In einfachen Gewändern, ganz schmucklos sind sie umhergegangen diese vierzehn Tage. Was nützt es ihnen auch, sich zu putzen und sich zu schmücken, wenn doch Niemand außer den Gefährtinnen da ist, die schönen Kleider und den Schmuck zu sehen? Weshalb sollen sie sich Mühe geben, die Augenbrauen mit Kohol zu schwärzen und mit Hennah die Nägel an den Fingern und die Knöchel sich rosig zu färben? Wozu soll man das durchsichtige Oberkleid mit der goldenen Stickerei anlegen, das nur über den Hüften von den weiten, seidenen Pantalons zusammengehalten wird? Wozu im Staatsgewand erscheinen und im Schmuck der koketten Toilette, da doch Prinzessin Nahib krank ist und sie nicht sieht? — —

So sind sie diese ganze Zeit nur in den schweren Morgenkleidern mit den langen Schleppen umhergegangen, und aufgeknöpft haben sie zu beiden Seiten die Schleppen, daß unter denselben die weiten Pantalons und die gelben Schuhe sichtbar geworden sind. —

Es ist kein Fest im Palaste, und düster sind die Gesichter der Frauen. Sie lagern auf den Polstern umher im Saale des Erdgeschosses und keine von ihnen spricht mit der andern. Jede schaut schläfrig und verdrießlich zur Erde nieder.

Draußen heult der Chamsien, der böse Feind, der im Monat April und Mai mit seinem glühenden Athem jedwedes Behagen verscheucht und wie ein Bann die Menschen festhält auf den Polstern.

Wer kann denken, wer kann heiter sein? Wer kann, selbst wäre Prinzessin Nahib nicht krank, wohl Lust haben, sich zu schmücken und zu putzen, wenn der Chamsien weht, welchen das Volk „den Athem des Teufels" nennt? So sehr man die Häuser und Gemächer auch abschließt, er dringt doch ein in die verhülltesten Gemächer jeglichen Hauses, und mit Erschöpfung und Todesfurcht erfüllt er jegliches Herz.

Draußen weht der Chamsien, und von den Wasserbassins, die sonst die silberne Flüssigkeit langweilig niederplätschern in das Becken, jagt er das Wasser heran an die Fenster und peitscht es an die Scheiben und heult dazu mit seltsamen Klagetönen durch die Ritzen der Thüren und Fenster und verdunkelt die Luft durch die Wolken des gelben Sandes, den er aufjagt von der Erde.

Es ist ein schlimmer, düsterer Morgen, und unbehaglich ist es den Frauen, welche auf den Polstern liegen und seufzend vor sich hinschauen.

Auf einmal wird hastig die Thür geöffnet, und Bedoui tritt herein mit leuchtendem Angesicht und freudestrahlender Miene. Die Frauen blicken erstaunt zu ihm auf und sehen an dieser Miene, daß sich etwas Besonderes begeben hat.

Keine hat gefragt in den letzten zwei Tagen, wo er gewesen sei, Keine hat ihn gesehen, doch, obgleich unsichtbar, ist er immer bei ihnen, und sie fürchten ihn, auch wenn er nicht da ist.

Unbeweglich bleiben sie liegen, und Jede schaut, wie er an ihr vorüberschreitet und prüfend sie betrachtet, ängstlich zu ihm auf. Doch nicht einmal verdüstert sich heute seine Miene, lachend ist sein Angesicht, und nachdem er die Runde vollendet, nickt er nach rechts und links, ein Zeichen besonderer Zufriedenheit und daß er nichts zu erinnern habe an dem Erscheinen irgend einer Sklavin.

„Ich komme, Euch heute Freude zu verkünden," sagt er jetzt mit lauter Stimme, „Freude von Eurer Herrin, der Prinzessin Nahib."

Wie er den Namen nennt, springen sie Alle empor, und demüthig, die Arme über der Brust gekreuzt, neigen sie ihr Haupt und warten auf die Botschaft von ihrer gnädigen Herrin.

„Prinzessin Nahib ist genesen! Heil ihr, und Allah sei gelobt!" so ruft Bedoui, und:

„Heil ihr, und Allah sei gelobt!" rufen freudig alle Dienerinnen, und Jede ist Schauspielerin genug, um auf ihrem Antlitze helle Freude aufleuchten zu lassen, und Jede nickt mit strahlenden Blicken der andern zu.

„Heil ihr, und Allah sei gelobt!" wiederholen jubelnd ihre Lippen. Aber in ihren Gedanken, und in ihrem Herzen sprechen sie leise: „Wehe uns, Prinzessin Nahib ist genesen, und die bösen Tage fangen wieder an."

„Prinzessin Nahib ist genesen, Heil ihr, und Allah sei gelobt," so rufen sie zum dritten Male.

„Nun eilt, Ihr Mädchen, Euch zu schmücken," fährt Jener fort. „Gefeiert soll die Genesung werden und freudig sollt Ihr sie begehen. Legt schöne Kleider an! Ihr Tänzerinnen, schmückt Euch zum Tanze, Ihr Sängerinnen, prüfet Eure Stimme, daß sie schön und lieblich klinge, und Ihr, nehmet die Flöten und Cithern zur Hand. In zwei Stunden müßt Ihr im großen Saal versammelt sein, denn Prinzessin Nahib will nach ihrer Genesung Euch begrüßen. Nun nehmt rasch Euer Frühstück und eilet dann von hinnen."

Die Sclavinnen treten ein und reichen den Morgenimbiß umher. Hastig nur, um Bedoui's Befehlen zu genügen, nimmt Jede die dargereichte Erquickung entgegen. Dann, wie eine Schaar aufgescheuchter Tauben, eilen sie fort und begeben sich in die Ankleidezimmer, um sich zu schmücken nach den Befehlen ihres Herrn.

Luise Mühlbach.

Das Geheimniß.

Gemälde von Otto Erdmann.

Seit dem Moment, wo die wunderbare Wandlung von Adam's Rippe durch des göttlichen Meisters Bildnerkraft vollzogen war, und das Weib zum ersten Mal seinen Platz in der Natur- und Weltgeschichte einnahm, welcher fortan die ganze Entwicklung derselben so wesentlich bestimmte, ist auch die Intrigue in die Welt gekommen. Es ist die weiblichste unter allen Künsten und Wissenschaften. Mit der „Muhme, der berühmten Schlange", wurde die erste eingefädelt, und ihr Resultat ist uns allen leider bekannt genug. Sie hat uns um das erste Paradies gebracht. Und dieselbe Geschichte wiederholte sich seitdem zu allen Zeiten, in mannigfach modificirter Form, je nach der — des Schädels der liebenswürdigen Intriguantinnen und ihrer Opfer, die heut unter den Vätern und tutori, morgen unter den Gatten und Verehrern gewählt werden.

Für die Betreffenden oder vielmehr Betroffenen mag diese Thatsache immerhin ein Unglück und Ursache bitterer Klagen sein. Für die Literatur und Kunst, und somit auch für Dichter und Künstler, ist sie jedenfalls ein Segen und etwas schlechthin Unentbehrliches. Ohne dies weibliche Talent, diese Lust und Uebung der Intrigue, hätten wir keine Entführung Helena's und somit keine homerischen Gesänge; — und die Menschheit wäre schon von Beginn an ihrer besten geistigen Schätze beraubt. Keine Komödie, kein Roman hätte sich zu entwickeln vermocht, speciell die französische Dichtung wäre einfach aus dem Reich des Existirenden gestrichen. Und die simple, gerade Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit hätte schwerlich hingereicht, das weibliche Antlitz zu einem gleichen Grade der Feinheit des Augen-, Mund- und Mienenspiels heran zu bilden, wie der im Lauf der Zeiten erreichte, welcher dasselbe zum erfreulichsten und interessantesten Gegenstande auch der Malerei macht.

Jede Kunst erreicht bekanntlich einen oder mehrere Höhenpunkte der Entwickelung. Für die der weiblichen Intrigue dürfte nicht mit Unrecht die Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts als eine solche Blüthenperiode angesehen werden. Der hohe Ehrgeiz der Intrigue ist vielleicht zu keiner anderen Epoche in gleichem Maße zum Ausdruck gekommen, wie damals, zumal in der französischen weiblichen Welt; und nie haben die Frauen sich bedeutendere Ziele für dieses angeborenen Talentes Verwendung gesteckt, nie so geschickt Liebe und Politik zu mischen, und durch die Waffen und Künste der einen so für die Zwecke der anderen zu wirken verstanden, wie in jenen Tagen, — wie die Wißbegierigen es ausführlich in den Memoiren des Kardinals Retz nachlesen können.

Nicht nur „der Mensch" nach des Dichters Ausspruch „wächst mit seinen größeren Zwecken", sondern nicht minder auch jedes Talent und jede Kunst. Aber die damit einmal erreichte Fertigkeit gibt er so leicht auch dann nicht auf, wenn es sich später wieder einmal um kleinere handeln sollte. Die Meisterschaft, welche die Pariser Damen auf der großen politisch-historischen Bühne um die Mitte des 17. Jahrhunderts in der Intrigue erworben hatten, ist ihrem Geschlecht nicht mehr verloren gegangen und hat auf dem kleineren, umschränkteren Gebiet des Privatlebens seitdem fort und fort seine glänzenden Triumphe gefeiert. Man behauptet: bis auf den heutigen Tag; — und nicht blos im „falschen Frankreich", sondern — natürlich ist das nur Verleumdung! — auch im lieben, ehrlichen, tugendsichern deutschen Vaterlande. Und die Ausbildung in diesem Talent ist nicht mehr ein besonderes Privilegium der großen Damen der eleganten Gesellschaft geblieben. Im Gegentheil haben ihre Kammerkätzchen darin eine solche Gelehrigkeit bewiesen, daß sie oft genug die Herrinnen selbst übertrafen und übertreffen, und sich dadurch eine der hervorragendsten Rollen in der modernen Lustspieldichtung gesichert haben. — Wunderlich bleibt es immer, daß die weibliche Natur zwei durchaus widersprechende Eigenschaften in sich so glücklich zu vereinigen vermag. Nicht mit Unrecht wird sie der unwiderstehlichen Neigung zur Schwatzhaftigkeit geziehen, und doch ist gleichzeitig die wesentlichste Bedingung der Meisterschaft und des Gelingens der Intrigue das Schweigenkönnen, die Gabe, ein Geheimniß unter allen Umständen zu wahren, es trotz der Mitwissenschaft von zwei Vertrauten — der Zofe und dem „Andern" — für jeden Vierten verschlossen und begraben sein zu lassen. Aber die Thatsache besteht, wie wir Alle im Leben einmal zu unserem Glück oder unserem Schaden und Aerger erfahren haben.

Auch auf dem graziösen Bildchen Erdmann's, des beliebten und gefälligen Düsseldorfer Rococomalers par excellence, plaudert sicher keine der beiden Töchter Eva's, weder die in schwerem Atlas rauschende, elegante, hochfrisirte, reizende junge Dame, noch die Soubrette, Etwas aus. Das „Geheimniß", um das es sich handelt, müssen wir, wenn wir neugierig darauf sind, eben errathen. Was Stoff, Gegenstand und Motiv des kleinen Intriguenstückes ist, das freilich zu ergründen erfordert kein besonderes Kopfzerbrechen. Es ist selbstverständlich wieder die alte Geschichte, die doch „immer neu" bleibt. Die junge Schöne liebt natürlich und wird geliebt, und vorläufig im tiefsten Geheimniß, welches außer für die Beiden, welche die Nächsten dazu sind, nur von der Zofe getheilt wird. Sie ist die Liebesbotin. In der Zeit des 18. Jahrhunderts, auf welche Costüm der Acteurs und Ausstattung der prächtigen Scene hier unverkennbar hinweisen, kannte man in solchen Herzensangelegenheiten noch nicht das schöne hilfreiche Verkehrsmittel, zu dem uns die moderne Civilisation verholfen hat: das Inserat in Ausdrücken und Chiffern, welche seine Worte allen nicht Eingeweihten wie Blödsinn und nur diesen als wohlverständliches, beglückendes Liebesgeflüster klingen lassen. Auch der Postverkehr lag noch in den Windeln und die Erfindung des poste restante-Briefs mit hieroglyphischer Adresse ruhte sicher noch ebenso ungeahnt, wie die anderen großen Eroberungen des Menschengeistes, wie der Dampf und der Telegraph, im Schoß der Zukunft. Was blieb daher übrig, als die Bekenntnisse des glühenden Herzens und die Ankündigungen der beseligenden Stunde und des Ortes der nächsten Zusammenkunft dem zierlichen Billet anzuvertrauen, das man, gefaltet und geschlossen, gleichzeitig mit einer möglichst schwer wiegenden Portogebühr in die geschickte Hand der Kammerzofe gleiten ließ, hoffend, daß letztere den geeignetsten Augenblick am besten treffen würde, das Briefchen an seine anmuthige Adressatin zu befördern.

Die hier im Bilde, die schöne und gescheidte junge Dame war nicht daheim, war von dem würdigen Vater oder Oheim zum Diner oder zur Visite geführt. Nun sind sie zurückgekehrt, und die Schleppe ihrer schweren Seidenbrokatrobe rauscht über das glatte Parket des Vorzimmers. Wie sie am Arm ihres Beschützers ins Boudoir eintreten will, ist Dorette diensteifrig herangetreten, um die bauschenden Thürvorhänge zurückzuschlagen. Gern flüsterte sie der Schönen das sicher ersehnte und erhoffte „il bigletto — ecco lo quà!" ins Ohr, die liebste Antwort auf die stumme Frage der auf sie gerichteten Augen. Aber schon wird der Begleiter, dessen senatorisches Haupt die Perrücke so majestätisch umwallt, aufmerksam. Die kluge Vertraute birgt das Billetchen Lindoro's weislich in der zurückgehaltenen Hand. Aber beredt erzählt ihr Blick der Fragenden, der Herrin von dem Eintreffen des sicher Geborgenen, wie anders auch die Meldung lauten möge, welche ihre in der Kunst, die Gedanken zu verstecken, sehr wohl geübten Lippen improvisiren. Und die junge Herrin versteht, auch ohne daß sie das Papier sieht, ebenso schnell und richtig, daß es angelangt und gegenwärtig sei. Aber sie darf nicht weilen: der alte Herr wird bereits aufmerksam. Heut Nacht beim Auskleiden wird das klug verborgen gehaltene in ihre Hand gleiten, an ihre rothen Lippen gedrückt werden und auf ihrem warmen Herzen ruhen. Für jetzt: Geduld; und für immer — ihr Blick und ihr Fächer sagen es — Schweigen und „Geheimniß!"

L. P.

Die Königin von Castilien.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Eine Weile hatte sie so in sich versunken gesessen, als die Thür nach überhörtem, leisem Pochen geräuschlos aufging, und Jeronimo auf die Schwelle trat. Der zwerghafte Mensch hatte die eine Hand fest auf seine Brust gelegt, als gelte es, darin ein Geheimniß zu verschließen, trug seine verwachsene Gestalt vorsichtig wie mit Spinnenschritten vorwärts und blieb endlich vor seiner aufgeschreckten Königin stehen. Sie starrte ihn fragend an; alsbald ließ er sich steif und feierlich auf ein Knie vor ihr nieder, und während er einige zusammengefaltete Pergamente aus dem Busen zog, sagte er: „Hier, gute Königin! Dies hier ist Euer, Ihr mögt damit thun, was Ihr wollt." — „Was bedeutet das?" fragte Juana und stand auf. „Ich soll Euch dienen, habt Ihr mir gesagt!" erwiederte der Narr mit einem sonderbar traurigen zerknirschten Gesicht. „Dies ist der Anfang, und möge meine Königin über ihren Knecht gebieten!" — Damit legte er die Papiere in ihre Hand und fing auf einmal an, laut zu weinen.

Juana betrachtete seine wunderlichen Geberden und sein faltiges, greisenhaft kindliches Gesicht, und fragte nach einer Weile: „Was ist Dir, Narr? Ist dies Narrenart? Oder erlaubst Du Dir, vor Deiner Königin unfeine Possen aufzuführen?" — Jeronimo schüttelte den Kopf. „Laßt mich peitschen," sagte er, „tretet mich mit Füßen; aber laßt mir noch das Leben, um Euch zu dienen! Ich bin kein Narr, o Königin, sondern ein elender Mensch; ein böser Schurke, der, um dem Infanten zu gefallen, Euch nachgestellt hat, wie es Spürhunde thun. Ich habe Tag und Nacht an Euern Fersen gehangen, Euch behorcht und bewacht, um Alles, was Ihr treibt, zu verrathen; — und das hab' ich für Don Alfonso gethan, der der größte Verräther unter dem Himmel ist!

Und ich verdiene den allerhärtesten Tod, wenn Ihr mich nicht wollt leben lassen, um Euch als Euer treuester Knecht zu dienen."

Die Königin sah überrascht auf diese hilflose, jämmerliche Gestalt herab. Endlich erwiederte sie: „Was für Treue sollt' ich nach solcher Bosheit erwarten? Warum so schlecht, Jeronimo?"

„Ich weiß nicht," antwortete der Narr und weinte. „War ich gut, so lachten sie mich aus; ein buckliger Narr sollt' ich sein und weiter nichts. Sie schlugen den Zwerg Jeronimo, sie hetzten den bucklig en Jeronimo, sie verspotteten den zärtlichen Jeronimo; — der andere, der Narr, der Dieb, der Schelm Jeronimo, der ward gelobt und gefüttert und half dem bucklig en Jeronimo: denn er gab ihm zu essen und zu trinken, er schafft' ihm Kleider, er schützte ihn vor der Peitsche. Und darum that ich, was sie wollten, o Königin, — bis auf diesen Tag, wo Du wie ein Engel vom Himmel gekommen bist, um mir zu helfen. Ich habe Dich verrathen, Du hast mich geschützt, gestreichelt und getröstet. Und darum laß mich Dir treu sein bis in den Tod, — bis ich gen Himmel fahre, wo wir Alle gerade wie die Kerzen gehen, und Keiner mehr über bucklige Narren spottet."

Während er so sprach und nach dem Saum von Juana's Kleide griff, um ihn zu küssen, starrte die Königin auf die beschriebenen Blätter in ihrer Hand und fragte endlich: „Was sollen diese Papiere, Jeronimo? Was bringst Du mir?" — Jeronimo sah sie mit klugen Augen an: „Was ich Euch bringe? Die Geheimnisse meines verrätherischen Herrn, der mich mißhandelt hat, und der meine Königin verderben will! In diesen Briefen, die ich heute Nacht befördern sollte, steht es geschrieben, daß Don Alfonso König von Castilien werden will; daß Alles verabredet ist, um den König und Euch gefangen zu nehmen und vom Thron zu stoßen. Und weil ich ahnte, daß das im Werke war, und weil ich Euch dienen wollte, hab' ich die Briefe in meiner Kammer gelesen, und wenn sie nicht alle wahr und von des Infanten eigener Hand geschrieben sind, so sollen mir diese beiden Hände in rothem Feuer verkohlen."

Juana hatte die Blätter entfaltet und hineingesehen, und ein rascher Entschluß fuhr ihr über das glühende Gesicht. Ihre Rettung, die Zukunft des Mannes, den sie liebte, die Vernichtung ihres erbitterten Feindes, Alles stand ihr auf einmal vor der Seele. Sie blickte in Jeronimo's Augen, die sich ängstlich auf sie geheftet hielten, und sagte rasch: „Ich werde Dir danken wie eine Königin; willst Du schweigen wie das Grab, Jeronimo, und meinen Winken gehorchen?" — Der gerührte Narr küßte ihr Gewand. „Ich will Dir gnädig und freundlich sein," fuhr sie fort; „jetzt geh! verlaß mich! Diese Briefe sollen uns alle retten und den Verräther verderben!" Jeronimo nickte ihr zu, hob sich vom Boden auf, verneigte sich, wieder die Hände auf der Brust, und ging dann tief aufathmend zur Thür hinaus. Die Königin aber, sowie sie sich allein sah, warf sich vor dem Crucifix, das sich über ihrem Betschemel erhob, auf die Kniee nieder. In verworrenen Gedanken flehte sie den Erlöser an, ihr die Sünde, von der sie nicht lassen könne, um ihrer unsäglichen Liebe willen zu vergeben, — und stand endlich halb beruhigt wieder auf, um das, was ihr zunächst am Herzen lag, noch in dieser Nacht zu vollbringen.

Durch die erhellten, langen Gänge, die ihre Wohnung von der des einsamen Königs trennten, ging Juana, in ihren Mantel gehüllt, ganz allein dahin und kam an den dämmernden Vorraum der Kapelle, in dem der König Abends und Morgens zu sitzen und seinen Kirchensängern oder dem priesterlichen Gebet zu lauschen liebte. Eine leise Glocke ertönte eben; Juana trat in die angelehnte Thür und blieb geräuschlos stehen, um den einsiedlerischen Beter, ihren Gemahl, zu betrachten. Den Kopf gesenkt saß er auf einem niedrigen Sessel da, schien auf die Betglocke zu horchen oder sich in geistlichen Gedanken zu ergehen. Der Vorhang, der diesen düsteren Raum von der Kapelle trennte, war halb zurückgezogen, und durch die Oeffnung glänzten die goldenen Leuchter vom Altar und der Goldgrund des hohen Altarbildes herein. Die Königin stand in unwillkürlicher Andacht und Bewegung still. Endlich verklang die Glocke und der König richtete sich auf und sah Juana's unerwartete Gestalt. „Madonna —!" sagte er verwirrt. Die schöne Juana trat auf ihn zu, statt des Stolzes von ehedem weiche, sanfte Züge im Gesicht, und mit einem Blick in seine melancholischen Augen, der ihm in die Seele ging, zog sie jene Blätter hervor und hielt sie gegen das trübe Licht der Lampe. „Erlaubt," sagte sie, „daß ich zum erstenmal von meinem Recht als Eure Königin und Freundin Gebrauch mache, — Eure Ruhe störe, um für Euer irdisches Heil sorgen zu helfen. Diese Papiere werden Euch sagen, was ich meine, und die Kühnheit rechtfertigen, mit der ich mich in Eure Nähe zu drängen wage."

„Wie redet Ihr?" antwortete der König in tiefer Beklemmung. „Wenn ich erstaunen muß, Euch hier zu sehen, bin ich Schuld daran? Hab' ich Euch Grund gegeben, diesen — unerwarteten Besuch für eine Kühnheit zu halten?" — Doch er sah, daß ihr Antlitz sich verfinsterte, brach verschüchtert ab und nahm die Blätter stumm in seine Hand, um sie bei der Lampe zu lesen. Nach einer Weile verfärbte er sich und seufzte. „Der Bruder! Der einzige Bruder!" sagte er vor sich hin. Zuletzt las er nicht weiter, sondern ließ die Papiere niederrollen, sank auf seinen Sessel und fragte mit der schwermüthigsten Stimme: „Und von wem habt Ihr diese traurigen Blätter?"

Juana fuhr bei dieser Frage zusammen; sie fühlte, daß die Antwort über ihr Leben entschied. „Von wem?" wiederholte sie. „Von dem treuesten Eurer Diener, — von Don Beltran. Ihm habt Ihr's zu danken, daß dieser Verrath durch seine Kundschafter entlarvt ward, ehe er Euch vom Thron in den Kerker gestoßen hatte. Ihm habe ich es zu danken, mein Gemahl, daß mir heute vergönnt wird, Euch meine Anhänglichkeit an Euer Schicksal zu beweisen."

Der König stand auf und betrachtete sie mit wachsender Verwirrung. Diese plötzliche, furchtbare Enthüllung, die Gegenwart seiner stolzen Gemahlin, ihr verwandeltes Wesen, das alles auf einmal überlastete sein schwaches Gemüth. „Don Beltran?" fragte er zerstreut, den Blick auf ihre verführerische Gestalt gerichtet. Sie nickte, und nun legte er die Hand an seine Stirn, wie um sich auf die ganze Kette von Wundern zu besinnen, die diese Frau zu dieser Stunde zu ihm zu führen vermocht hatten. „Juana —!" rief er endlich aus. „Ihr verachtet mich nicht!" — Sie schüttelte den Kopf. — „Ihr enthüllt mir meinen Bruder als den abscheulichsten Verräther; war er's auch an meinem Herzen, Juana? Betrog er mich, wenn er mich glauben ließ, daß ich vom Anfang an Eurer Seele zuwider war?" — „O mein Gemahl!" erwiederte sie mit einer peinlichen Beklemmung kämpfend, und suchte ihm in einem Blick zu sagen, was sich ihr nicht auf die Zunge fügen wollte. „Ihr haßtet mich nicht?" fragte der König leise. Sie schüttelte wiederum betheuernd den Kopf. „O dieser Verräther!" sagte er schwermüthig vor sich hin und warf dann einen neuen, fragenden Blick auf die Königin. „Juana, hat er nicht auch Euch zu täuschen gesucht? Hat er Euch nicht gesagt, daß ich Eurer Liebe oder Achtung nicht würdig sei? Hat er nicht, wo er konnte — o nun erkenn' ich ihn erst! — hat er Euch nicht im voraus mir zu entfremden gesucht? Sagt es mir, Juana, und gebt mir das Leben wieder!"

Er sah sie in ängstlicher Erwartung an, und die Königin, von der Innigkeit seiner Stimme und seiner Augen gequält, betheuerte ihm mühsam, daß er Alles errathe. „Nun erst verstehe ich seine ganze Verrätherei!" setzte sie tonlos hinzu. „Was soll ich thun, mein Gemahl, um wieder gut zu machen, was ich in diesem meinem Wahn an Euch verschuldet habe? Ich sah in Euch den König, den Euer Bruder vor mich hinzeichnete. Könnt Ihr mir's vergeben, daß ich Euch verkannte?"

Enrique hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie mit noch schüchterner Zärtlichkeit an seine Brust. „Juana!" sagte er nach einer Weile. „Meinen verrätherischen Bruder kann ich in die Verbannung schicken; meinen treuen Beltran kann ich mit königlichen Gnaden überhäufen; aber was hab' ich für Euch, Juana, als mein Herz? Und was kann Euch dieses Herz bedeuten, wenn seine Liebe Euch nicht glücklich macht? Ich wollte Euer königlicher Sklave sein, Juana, wenn es Euch gefiele. Ihr habt mir weh gethan, weil Ihr all meine Ergebenheit verschmähtet, ohne mich noch zu kennen; wolltet Ihr mir dafür nun ein wenig Liebe schenken, so soll das Zucken Eurer schwarzen Wimpern hier und in ganz Castilien gebieten."

„O mein Gemahl!" erwiederte sie verwirrt. Sie sah sein empfindsames Lächeln, und wie bereit er war, vor ihr auf die Kniee zu sinken. Er stand vorgebeugt da, ein zärtliches, hoffnungsvolles Wort von ihr erwartend. In ihrer Seele empörte sich ein edles Gefühl gegen diesen Betrug; ein Widerwille, sich gegen den schwachen, weichherzigen Mann ihrer Uebermacht zu bedienen. Indem sie ihn anblickte, stellte sich Don Beltran's königliche Gestalt neben ihn, auf einmal alle ihre Sinne entzündend. Die blauen Augen des Geliebten schienen auf ihr zu ruhen, seine goldhellen Locken ihr entgegenzuleuchten, seine Arme sie leidenschaftlich zu umschlingen. Sie erinnerte sich der Verheißungen, mit denen sie ihn entlassen hatte; des stillen Schwures, den sie sich geleistet, Alles für ihn zu thun, sei es, was es sei. Von ihren Gefühlen hingerissen, warf sie den Schauder von sich ab, der ihre Entschlossenheit lähmte, um die Gunst dieser Stunde zu benützen. „Erhebt Euch, Enrique!" sagte sie, da der König nicht länger seinem Verlangen widerstand, vor ihr niederzuknieen. „Noch seid Ihr mein Sklave nicht, — obwohl Ihr es werden sollt. Hütet Euch, mein Gemahl: ich nehme Euch beim Wort, und bei Sanct Jago, Ihr werdet meine Herrschaft fühlen! — Ich will versuchen, Euch zu lieben," setzte sie leiser, mit unterdrücktem Widerstreben hinzu. „Laßt mir Zeit, Enrique; Ihr wißt, ich war lange an Euch irre, — und ein stolzer Baum fällt nicht auf den ersten Schlag. Vergönnt mir, daß ich Euch für heute verlasse, um mich über die großen Erschütterungen dieses Tages und den Wechsel meines Schicksals in der Stille zu fassen."

Sie hielt ihm die Hand entgegen, und zum Abschied glänzten ihre Augen ihn tröstlich an. Der König, in zärtlicher, wiewohl gedämpfter Freude, drückte ihre Hand von neuem an sein Herz und versprach ihr lächelnd, sich in der Geduld zu üben und jedem ihrer Wünsche gehorsam zu sein. Dann nahm er die Lampe, da sie zur Thür trat, und leuchtete ihr hinaus.

„Juana!" sagte er auf der Schwelle mit einem Blick auf die Briefe, die am Boden lagen: „und diese Sorgen da —?" — „Laßt uns sie auf die rechten Schultern wälzen," erwiederte sie rasch und erglühte auf einen Augenblick; — „auf die Schultern des Mannes, der uns gerettet hat, den Euch Gott geschickt hat, um über Euch zu wachen." — Der König nickte ihr zu. „Don Beltran!" sagte er vor sich hin; eine Erinnerung an seine ersten Ahnungen über die große Zukunft dieses Jünglings dämmerte in ihm auf. „Gute Nacht, Juana!" setzte er mit zärtlichem Lächeln hinzu, da sie ihm noch einmal zum Abschied winkte, und sah ihr nach, bis sie in der Windung des langen Ganges verschwand.

Am Morgen nach diesem schicksalsreichen Abend erfuhr das Volk von Valladolid zu seiner Verwunderung, daß der Infant Don Alfonso sammt seinem Vertrauten Don Pedro de Zuñiga auf Befehl des Königs nach Segovia geführt werde, um dort in strenger Haft gehalten zu werden; daß der bisherige Günstling des Königs, der Marquis von Villena, den Hof zu verlassen denke, und daß der junge Don Beltran berufen sei, an seine Stelle zu treten. Bei diesen Nachrichten jubelte die große Menge unverhohlen, daß nun die Herrschaft des Reichsverderbers Villena zu Ende gehe. Andere schüttelten den Kopf über Beltran's unerfahrene Jugend und grübelten nachdenklich über diesen räthselhaften Umschlag der Dinge. Bald erfuhr man und konnte es mit eigenen Augen sehen, daß die Königin, die sich bisher so sichtbar von ihrem Gemahl entfernt gehalten hatte, ihm näher und näher trat; daß sich ein Bund zwischen ihnen befestigte, als dessen unzertrennlicher Genosse der neue Günstling erschien. Don Beltran, den man vor einem Jahre noch unter den königlichen Pagen erblickt hatte, ward jetzt stets an der Seite der Königin als ihr Ritter und Freund gesehen. Man überschüttete ihn mit Ehren; in wenigen Monaten stieg er zum Mayordomo der Krone von Castilien empor. Das Glück dieses Menschen und sein Einfluß schien wunderbar. Der bis dahin melancholische und freudlose Hof lebte wieder auf; in den verödeten Tanzsälen feierte man Feste, auf denen die Königin in ihrer fürstlichen Schönheit strahlte; im Prado sah man wieder die alten Reitergefechte und Quadrillen, bei denen Don Beltran den Preis ritterlicher Kraft und Anmuth davontrug. Der König befolgte in Allem den Willen der Königin und Beltran's. Er hielt den Jüngling fast wie einen Sohn oder Bruder. Sein Glück über die Aussöhnung mit seiner Gemahlin schien grenzenlos zu sein. Das Volk von Castilien sah dem allen mit immer wachsender Befremdung zu, bis es endlich begriff, was hier geschehen war: daß König Enrique „der Schwache" auch der „Blinde" sei, und daß der schöne Beltran über Leib und Leben der Königin gebiete.

Indessen während das Volk diesen Zustand mit der Ergebung hinnahm, mit der es den öffentlichen Heimlichkeiten seiner Herrscher zuzuschauen pflegt, rührte sich bald der ganze trotzige Adel des Königreichs, um durch dieses Aergerniß die Flamme der Unzufriedenheit zu schüren und sich einen Vorwand zur Empörung zu schmieden. Don Alfonso erfuhr kaum in seiner Haft, daß eine solche Stimmung sich regte, als er mit den großen Vasallen in geheimes Einverständniß zu treten und eine neue Verschwörung zur Entthronung seines Bruders anzuzetteln suchte. Die mißvergnügten Granden, von Neid auf den allzu glücklichen Beltran gestachelt, kamen ihm bereitwillig entgegen; Niemand eifriger, als der gestürzte Günstling, der Marquis von Villena, mit dem sich der Erzbischof von Toledo, der Großmeister von Calatrava und eine Reihe der mächtigsten Grafen, Barone und Prälaten verbanden. Es schien ihnen unmöglich, daß ein Jüngling, ein Frauenknecht wie Beltran einem so furchtbaren Bündniß widerstehen könnte. Sie brachten auch den König von Aragon auf ihre Seite, und erhoben nun laute Klage vor dem Thron über den verderblichen Einfluß des neuen Günstlings, über die wachsende Verwirrung im Lande, über das schlimme Beispiel, das sich von oben verbreite, während sie gleichzeitig verlangten, daß der König seinen Bruder Alfonso zum Thronerben des Reichs erklären sollte.

Die Antwort auf diese Forderung war nach einigen Tagen die Nachricht, die Königin Juana sei von einer Tochter genesen, und der in allen Städten verkündete königliche Befehl, die Neugeborne als Thronerbin von Castilien anzuerkennen. Auf diese Verordnung hin rottete sich ein großer Theil der Verschworenen zusammen. In einer neuen Beschwerdeschrift an den Monarchen schleuderten sie die heftigsten Anklagen gegen Don Beltran, der die Person des Königs und sein Haus erniedrige, beherrsche und Vorrechte der Majestät an sich reiße. Wenn der König diesem Zustand nicht ein Ende mache, erklärten sie offen, so würden sie mit bewaffneter Hand ihre Rechte schützen. Kaum aber hatten sie durch diese Drohung erreicht, daß der schwache Enrique seinen Bruder aus der Haft entließ und ihn unter der Bedingung, sich dereinst mit der jungen Prinzessin zu vermählen, zu seinem Nachfolger erklärte, so warfen die Verschworenen vollends die Maske ab. Sie vereinigten sich, Alfonso in ihrer Mitte, unter den Mauern der hundertthürmigen Stadt Avila, um hier das seltsamste aller Schauspiele aufzuführen. Auf einem Gerüst, das auf der nahen Ebene aufgerichtet war, sah man eine Statue des Königs Enrique, mit allen königlichen Insignien bekleidet, auf einen prächtigen Thronsessel niedergesetzt. In Gegenwart einer ungeheuren Menge von Adel und Volk ward hier eine Art von Gericht über den König gehalten, und er zur Strafe für seine Vergehen zum Verlust der Krone verurtheilt. Man ließ die Sentenz mit lauter Stimme verlesen, riß darauf von der Statue allen Schmuck der Majestät herab, warf sie vom Thron, hob den lebenden Infanten Don Alfonso hinauf und rief ihn zum König von Castilien aus.

Don Beltran kehrte eben von einer Jagd mit dem König in gewohnter Heimlichkeit in die Arme seiner Königin zurück, als er von ihren zornglühenden Lippen erfuhr, was sich auf dem Feld vor Avila begeben hatte. Alvaro's Schicksal, das ihm so oft vor Augen geschwebt, schien ihm nun gewiß zu sein. Wenn diese Empörung siegte, so war sein Haupt dem Henker verfallen, und dasselbe Richtschwert, das Don Alvaro's Hals durchschnitten hatte, auch für den seinen geschliffen. Indessen Beltran, dessen unerfahrene Jugend man so laut verachtet hatte, riß sich mit einem raschen Entschluß aus Juana's Armen empor. Er rief die Führer aller der Truppen zusammen, die ihm in der Nähe der Hauptstadt zur Verfügung standen, verpflichtete sie durch Mittel jeder Art zur Treue, bewog den König, sich an ihre Spitze zu stellen, damit die Heiligkeit der Majestät mit zu Felde ziehe, und mit einer Schnelligkeit, die Niemand erwartet hatte, führte er sein zusammengerafftes Heer den Aufrührern entgegen. Unter den Mauern von Olmedo kam es zur Schlacht. Beltran rief, als er in den Kampf ritt, statt irgend eines Heiligen den Geist Alvaro's als Bundesgenossen an. Sein Jugendfeuer, seine wilde Tapferkeit riß die Seinen mit fort. Das Heer der Empörer ward zersprengt, der Infant in die Flucht getrieben, und eine lange Reihe erschlagener Vasallen bedeckte das Feld.

Der König Enrique hatte mit unerwartetem, ausdauerndem Muth an der Spitze seiner Reiter gefochten; nach gewonnener Schlacht jauchzten ihm die Truppen als ihrem Monarchen zu. Das lange Kämpfen hatte ihn ermüdet. Mitten auf dem Schlachtfeld setzte er sich unter einem Baume nieder, seinen Liebling Beltran neben sich, und erwartete den ersehnten Schlaf. Die eben untergehende Sonne beleuchtete die umherliegenden Todten, ihre Waffen und Harnische, und glänzte auch über ein blutbespritztes Pergament, das einem der feindlichen Ritter aus dem Brustharnisch hervorgeglitten war und sich neben ihm am Boden entfaltet hatte. Der König bückte sich, um es aufzuheben; Beltran kam ihm zuvor und reichte es ihm hin. Eine Weile blickte Enrique starr auf die hie und da von Blutstropfen ausgelöschte Schrift; dann hielt er das Blatt mit einem unbeschreiblichen, empfindungsvollen Blick seinem Begleiter hin, um ihn die ersten Zeilen lesen zu lassen. Mit großen Buchstaben stand obenan geschrieben: „Erklärung, daß die sogenannte Prinzessin Juana des Königs Tochter nicht ist, und daß man uns zwingen will, den Nachkommen des Don Beltran de la Cueva die Krone von Castilien aufzusetzen." Beltran las diese Worte und saß über das ganze Gesicht erglühend da. „Genug davon!" sagte der König mit seiner sanften Stimme, zog sein Schwert aus der Scheide, schnitt das Pergament mitten durch und ließ die Stücke zur Erde fallen. Dann lehnte er sein müdes Haupt an den Baum zurück und schlief in wenigen Augenblicken ein.

Indessen saß Beltran, durch diesen Vorgang bis ins Innerste erregt, schlummerlos neben ihm und fühlte, wie sich die Siegesfreude in seinem Herzen vergällte. Er empfand einen Widerwillen gegen sich selbst, wie er ihn noch nie empfunden hatte. Sein ganzes Leben seit dem Tag, wo er Alvaro hatte sterben sehen, zog, während die Nacht hereinsank, an seiner Seele vorüber. Er dachte, wie wunderbar seine verwegensten Träume sich erfüllt hatten, in wie hastigem Flug er an der Grenze der Möglichkeiten angelangt war. Ein ganzes Reich lag seiner Jugend zu Füßen; seine Feinde waren niedergeworfen, die schönste und stolzeste Frau in Spanien hing an seinem Blick, und der Mann, der an seiner Seite schlief, ließ ihn vertrauensvoll über sein Land wie über sein Weib gebieten. Aber dieser letzte Gedanke vergiftete seine Brust. Er fühlte, tief gequält, welchen Weg er gewandelt war, um diese Höhe des Lebens zu erreichen. Statt sein Herz als das unantastbare Heiligthum der Ehre zu bewahren, hatte er es an den Feind aller Ehre, an den Betrug verkauft. Betrug mußte ihm Tag für Tag den Platz an des Königs Seite, den Platz an Juana's Brust behaupten. Er sah den schlafenden Enrique an, auf den die Sterne aus der Höhe herabschienen, und fragte sich mit einem unerträglichen Gefühl, ob dieser Mann, den sein Land verachte, in seinem edlen, blinden Vertrauen nicht unendlich viel achtungswürdiger sei, als er. Von diesem Gedanken aus seiner Nähe hinweggetrieben stand er auf. Er ging zwischen den dunklen Leichen über das Schlachtfeld hin, das seine Liebe zu Juana und der Haß gegen seine erschlichene Hoheit so blutig gemacht hatte, und von Schauder geschüttelt schlich er wie ein Verbrecher in sein Zelt zurück.

Die Stimmung dieser Nacht gährte in seinem Busen fort, der längst im Stillen mit den Gespenstern des Gewissens gekämpft hatte. An des Königs Seite kehrte er als Sieger nach Valladolid zurück, von dem unterwürfigen Volk als Retter des Reichs ge-

feiert, in seinem Herzen unzufrieden, daß ihn kein Siegesjubel mehr beglückte. Der Infant Don Alfonso war auf der Flucht nach jener Niederlage unerwartet gestorben, die noch fortglimmende Empörung nun ihres Vorwandes wie ihres Führers beraubt, der Frieden des Landes schien wiederhergestellt; — in Beltran's Seele kam gleichwohl ein finsterer Geist nicht zur Ruhe. Er fuhr zuweilen aus den Armen seiner Königin wie ein Verstörter auf, sich jener Nacht unter den Mauern von Olmedo erinnernd. Juana sah seine Verwandlung und schwieg. Sie wagte nicht, ihn nach der Ursache dieser finstren Stunden zu fragen. Ihre glühende Leidenschaft fürchtete sich vor jedem Wort, das sie aus ihrem Glückstraum erwecken, den Schleier von ihrem Dasein hinwegziehen könnte. Sie wollte leben, wie sie lebte, um jeden Preis. Ihre Brust verhärtete sich gegen jedes bange, jedes dunkle Gefühl. Sie sah keinen Weg zurück, keine helle Zukunft, und um so starrer hielt sie ihren Schwur, mit Beltran im hohen Aether ihrer Leidenschaft die dumpfen Stimmen der Tiefe zu vergessen.

(Schluß folgt.)

Plaudereien aus der Schweiz.

I.
Pas de Cheville.

Gibt es wirklich einen inneren Zopf, und wächst er uns Menschen, wenn wir älter werden? Hinken unsere Ansichten denn wirklich auf Krücken hinter der vorwärtsschreitenden Zeit her? Ich glaub' es fast. Wenigstens will ich ehrlich sein und eingestehen, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben — der Eisenbahn ein saures Gesicht, eine griesgrämig, romantisch gefärbte Grimasse gemacht habe. Ich meine nicht jene Eisenbahnen, die den geschäftlichen Verkehr erleichtern, die uns im Fluge aus dem Staub der Städte dahin bringen, wo wir unseren Nachmittagskaffee unter schattigen Waldungen trinken können u. s. w.; nein, mir schwebt eine kühne Neuerung vor, welche einen Genuß erleichtern soll, dessen Quintessenz bisher gerade darin bestand, daß er der Lohn unserer Mühe und Anstrengung war.

Mit der **Rhigieisenbahn** hat der menschliche Verstand wieder einen Triumph gefeiert, und die Poesie zahlt die Kosten dafür. Wohl liegt auch darin eine gewisse Poesie, daß uns, statt unserer Füße oder statt eines frommen Eseleins, das Dampfroß auf den Gipfel hoher Berge trägt, wo wir weiter nichts verloren haben, als in dem Anblick einer prachtvollen Natur zu schwelgen. Aber der leidige Steinkohlendampf, das Schnurren und Sausen der Räder, mit einem Worte der Mechanismus klingt mir wie eine Dissonanz in den harmonischen Organismus der Natur hinein. Gewiß habe ich Unrecht. Allein die alte Tradition, die alte Romantik der Urschweiz, in welcher der Rhigi einen Mittelpunkt bildet, geht mit dem Locomotiv flöten und pfeifen, und ein poetisches Gemüth — meinetwegen unser „innerer Zopf" — muß sich erst an diese Neuerung gewöhnen.

So suche ich mir denn für meine Gebirgsexcursionen mit Vorliebe neue Wege und Stege auf oder alte, in Vergessenheit gerathene. So nahm ich meinen „Stock und Hut" und wandelte wieder einmal dem „Pas de Cheville", den ich in in meiner Jugendzeit betreten hatte, als er sich noch eines übrigens unverdienten halsbrechenden Renommée's erfreute, zu. Hier war ich sicher, keine „grands hôtels", in deren Eingangsthüren der Kellner die Flagge theurer Rechnungen, die weiße Serviette uns entgegenschwenkt, zu finden; keine Pensionen, keine Engländer, die das Reisen als eine pflichtschuldige Arbeit betrachten; keine „Chignons", die an langen Bergstöcken spazieren geführt werden; hier konnte ich das ehrende Bewußtsein haben, selbst dem Adler eine ungewohnte Erscheinung zu sein. Denn nur selten wird jetzt noch jener Gebirgspaß, welcher in einem Halbkreis aus dem Kanton Waadt in den Kanton Wallis führt, von den modernen Touristen frequentirt.

Solo, solissimo setzte ich um sechs Uhr Morgens von Bex aus meine Füße in Bewegung, verfolgte den Lauf des brausenden Gletscherstroms Avençon eine Stunde aufwärts, stieg auf einem Fußpfad nach Grion in die Höhe, und von hier aus begann die schöne Alpeneinsamkeit. Zur Linken die schroffen Felswände der Rochers du Vent, zur Rechten die noch schroffern der Argentines, in der Thalschlucht wieder der Avençon, heißt es häufig, die Spuren des „Weges" erst zu suchen, bis von einer Anhöhe herab die schwarze Kette der Diablerets sichtbar wurde, an deren Fuß sich der Pfad hinzieht bis zu den letzten Sennhütten von Enzeindaz.

Es ist hier Alles noch recht primitiv. Eine rauhe Hochebene, mäßig bis zur Paßhöhe von Cheville aufsteigend, ist mit hunderten von Felsblöcken, die in der Ferne wie Hütten, und mit etwa 20 Hütten, die wie Felsblöcke aussehen, besäet. Homo sapiens lebt hier mit dem lieben Vieh einträchtiger, als er mit seines Gleichen in Städten und Dörfern lebt. Der Mensch ist hier gastfrei, und du findest gutes Heu zum Schlafen und Milch à discretion. Sogar einen Kaffee fand ich, dem ich in dieser Höhe keinen Vorwurf zu machen wagte, daß er in einem sträflichen Verhältniß mit der Cichorie lebte, und so wunderbar wirkte der erhabene Standpunkt auf mich, daß ich gerührt wurde, als mir mein freundlicher „Wirth" Etwas zeigte, was ich, wie er triumphirend behauptete, „in meinem ganzen Leben noch nicht gesehn hätte."

Dieses Etwas war — ein großes Mutterschwein mit zehn kleinen saugenden Ferkeln, wie die Orgelpfeifen, eins kleiner, als das andere, pechschwarz mit schneeweißen Köpfen. Der Gemahl der vierfüßigen Madame stand daneben, und sein Grunzen klang mir wie der Anfang des Buches: „The vicar of Wakefield".

„I was ever of opinion that the honest man who married and brought up a large family, did more service than he who continued single and only talked of population."

Es war wirklich eine Idylle, verstärkt durch die zärtliche Rührung, welche der Eigenthümer der Thiere zeigte, eine Idylle, die selbst vor den Augen des strengen Moses Gnade gefunden haben würde, und sie war das Ereigniß von Enzeindaz. Aber doch noch schöner, als diese vierfüßige „happy family" war der silberweiße Gletscher von Paneyrosol, der aus der Felsenrotunde des Moveran ins Thal herniederblitzte, die Strahlen der Nachmittagssonne kokett reflectirend. Und als nun gegen 3 Uhr aus allen Hütten das liebe Rindvieh ins Freie getrieben wurde, da läutete und bimmelte es von hundert melodischen Kuhglocken in die reine Luft hinein, als ob die Thiere Sonntag feierten.

Changement de discretion! Wolken, kalte Wolken jagten aus dem Thale hervor und hüllten Alles in einen eisigen Nebel, in welchem die Glockentöne wie verirrte Accorde klangen. Dann zerriß der Nebel, die Sonne und der Gletscher und die Felsen schienen in Bewegung sich durchzuarbeiten und zuletzt glühte das flammende Abendroth wieder auf allen Höhen und die Gletscherwasser rauschten lebhafter, denn die Tagessonne hatte ihre Arbeit auf den ewigen schneebedeckten Höhen gethan und lieferte sie ab in die Thäler.

Mit Einbruch der Dunkelheit ging ich zu Bett. Ich hatte wirklich ein Bett. Ueber das geglättete Stroh hatte mein Wirth ein reines Leinentuch gelegt, und ich schlief in der niederen Kammer wie Gott in Frankreich.

Es war noch dunkel, als ich um 4 Uhr Morgens mich wieder auf den Weg machte. Eigentlich nicht auf den „Weg", denn die Wege hören hier auf einer Strecke von einer Stunde auf, und auf der großen Alpenwiese dienten ferne Felsenspitzen als Direction, bis auf der Paßhöhe von Cheville wieder so eine Espèce von abwärts schlängelndem Pfade sichtbar wird.

Das ist übrigens ein ganz charmantes Gefühl, wenn man so im Morgendunkel mutterseelenallein auf einsamen Höhen der Gebirgswiesen dem jungen Tag entgegenwandert. Und der junge Tag sandte mir von den Hochalpen des Berner Oberlandes seinen goldenen Gruß entgegen, als ich die Paßhöhe endlich vorsichtig erreicht hatte. Alte Bekannte! Der „Mönch" und die „Jungfrau" waren die ersten, die ihre Morgensonnentoilette machten, und der große Glacier de Sansfleuron, der die Diablerets wie eine Krystallschicht bedeckt, schien den hohen Berner Herrschaften als Spiegel zu dienen.

Jetzt hinunter in den Abgrund zu den beiden Hütten von Cheville. Ein brausender Wasserfall begleitet mich auf dem Schlangenpfade, und ein Wald nimmt mich auf, bis ich abermals an einem Abhange stehe und — —

Ein düsterer, melancholischer Traum liegt das Thal und das furchtbare Trümmerfeld von Derboreuse tief unter mir. Die Diablerets und der Sanetsch haben diese Tausende von gewaltigen Felsblöcken herniedergeschleudert, — oder der „Teufel", wie man in früherer Zeit glaubte, der sich hier mit besonderer Vorliebe aufhalten sollte. Auf den ersten Blick sieht dieses Trümmerfeld wie eine große Stadt aus, zwischen deren Häusern zahlreiche Tannen emporwachsen. Optische Täuschung, aber sie bilden wirklich ein Straßenlabyrinth, jene Felsklumpen, mit denen das Thal besäet ist, und es ist nicht gerathen, sich in dieses Labyrinth zu weit hinein zu wagen. Der Culminationspunkt der düstern Gebirgsmelancholie ist aber der traurig grüne Derboreuse-See, in dem sich die Berge und die finstern Tannenwälder spiegeln. Er gleicht, ich möchte sagen, einer großen Thräne, welche die Schöpfung hier geweint hat. Vor vielen, vielen Jahren füllte der See das ganze Thal aus; heute ist er kaum eine Stunde im Umfang, aber von einer Melancholie, die uns in Träume wiegen kann inmitten der schaurigen Stille, die uns rings umgibt, und wo nur der wilde Bergstrom, die Lizerne, uns aus unserer Betäubung weckt. Denn kein lebendes menschliches Wesen in der Nähe; Alles majestätische Einsamkeit. Selten und vereinzelt dringt der Ton einer Kuhglocke oder einer Ziegenschelle von den Höhen an unser Ohr. Es ist ein Stück noch unentweihter Alpenwelt:

„Wo die ersten Schöpfungsworte
Laut noch durch die Lüfte klingen,
Land der Adler, das emporsteigt
Adlergleich auf Felsenschwingen!"

Doch weiter um den düstern See herum nach seinem Ausfluß zu durch das Trümmerfeld hindurch, durch welches die Sennen einen schmalen Pfad gemacht haben und wo Alles melancholisch erscheint, sogar die Alpenrosen. Der Traum des Derboreusethals liegt hinter uns. Abwärts geht es durch die Felsentrümmer der Lizerne zu. Ueber eine Brücke an das linke Ufer des Flusses und nun wieder steil auf Felsenstufen in die Höhe, bis der Abgrund uns schwindelnd angähnt, wo der Fluß sich zwischen den schroffsten Felsengebirgen Bahn bricht. Da zeigt sich vor uns die schneeige Kette des Montblanc, und rückwärts blickend schauen die finstern Diablerets mit ihrem Eisteppich drohend uns nach.

Und noch immer kein menschliches Wesen, kein Tourist; noch immer die absolute Einsamkeit. Höchstens auf einer entfernten Matte ein Paar Sennhütten. So windet sich der Pfad stundenlang an den furchtbaren Abgründen hin, in deren Tiefen die Wälder wie Wiesen erscheinen, so tief, daß selbst das Brausen des Flusses ungehört bleibt. Da endlich, nach siebenstündigem Marsche, biegen wir um eine Felswand. Eine Kapelle, ich glaube dem „heiligen Bernhard" geweiht, steht vor uns, und das ganze weite sonnige Rhônethal von Sion entrollt sich. Die Schatten des Gebirges und der Wälder weichen der glühenden Sonnenhitze, und ich zahle die Zeche meines Naturgenusses mit einem anderthalbstündigen fürchterlichen Schwitzbade, als ich den Felsenpfad bis nach Ardon hinuntersteige, wo mich die Eisenbahn wieder nach Bex führt.

Hier war sie mir willkommen, die eiserne Tochter der Civilisation! Nach gethaner Arbeit, die mir den Vollgenuß der Alpenwelt wieder einmal verschafft hatte. Aber um keinen Preis möchte ich per Dampf über den Pas de Cheville kutschiren. Denn das bischen Anstrengen der Knochen gehört doch einmal mit zur Gebirgswelt.

Wie lange aber wird es dauern, so leckt die moderne Cultur auch hier die Reminiscenzen an die „ersten Schöpfungsworte" hinweg. Die Schweizer fangen an, noch praktischer, als prosaisch zu werden. Ihre Berge haben kein Gold und Silber, aber der Schienenstrang des Rhigi zeigt ihnen, daß sie Beides, Gold und Silber, aus ihren Bergen münzen können. Schon ist die Rede davon, auch andere Aussichtspunkte durch Steinkohlendampf mit den Thälern zu verbinden, und der Qualm der Locomotiven wird sich mit den Wolken vermischen, wie die Cichorie mit dem Schweizer Kaffee. Gute Nacht dann, Poesie der Berge! Bottes vernies et gants jaunes und zierliche Spazierstöckchen werden die Requisiten der Touristen bilden, und keine Engländerin wird ohne ein langes Schleppkleid mehr den Pilatus besteigen, den die Ingenieure schon jetzt mit drohenden Blicken ansehen sollen.

Nun, man muß sich darein finden. Unsere Nachkommen werden uns „Philister" nennen. Es ist so Vieles vergangen, was uns schön und werth erschien. Machen wir also die Augen zu und lassen uns herzhaft auch den „inneren Zopf" unserer Gebirgspoesie abschneiden.

W. Marr.

Vor den Thoren von Sedan.

1. Die Höhe von Donchery.

. . . . . Früh Nachmittags war ich wieder in Sedan. Was machen mit diesem „angebrochnen Tag"? Ich that das Beste, was man, sobald diese Frage überhaupt auftaucht, thun kann: ich warf mich aufs Bett und schlief. Man sollte im Leben, ganz besonders aber auf Reisen viel häufiger davon Gebrauch machen, als es geschieht. Warum unterbleibt es? Weil die wenigsten unter uns mit dem Philistrismus vollständig gebrochen haben, und immer neunhundertneunundneunzig unter tausend wie eine ewige Kückeneierschale die Vorstellung mit sich herum tragen, daß man um zehn oder elf zu Bette gehen und um sechs oder sieben aufstehen müsse. Wenige haben den Muth zu essen, wenn sie hungern, noch wenigere den Muth zu schlafen, wenn sie müde sind. Alle haben wir eine Neigung, uns zum Sklaven der Stunde und der Ueberlieferung zu machen. „Und die Gewohnheit nennt er seine Amme." Wer sich nicht fügt, ist ein Neuerer, ein Libertin, im günstigsten Fall ein sonderbarer Kauz. Und doch ist er eigentlich nur ein vernünftiger Mensch. „Schlaf, du beste Mahlzeit bei des Lebens Fest!" Wer was leisten will, muß einen gesammelten Vorrath von Kraft haben.

Ich schlief also, ja wäre nicht die Essensstunde gekommen, die mich traumhaft erscheinen und wieder schwinden sah, ich hätte „durchgeschlafen" bis an den nächsten Tag.

Dieser sah mich ausnahmsweise früh am Fenster. Schon um neun Uhr hatte ich die Stadt im Rücken und schritt die große Straße entlang, die westwärts nach Mezières führt, auf die drei Punkte zu, die mir in Sedan noch zu sehen übrig blieben, auf: die Höhe von Donchery, den „Four à chaux" und Schloß Bellevue.

Bis Donchery ist eine Stunde. Genau halben Wegs, bei einem Wirthshause, dessen ausgehängtes Schild einen krähenden Hahn mit der Unterschrift: „Au coq gaulois" zeigt, ist ein Gabelpunkt, und während die Straße nach Donchery gradaus weiter läuft, zweigt eine Seitenstraße links nach dem Dorfe Fresnois, eine andre Seitenstraße (ein bloßer Feld- und Parkweg) rechts nach dem Schlosse Bellevue ab. Alles auf engstem Raum bei einander; fünfhundert Schritt, tausend Schritt, die höchste Entfernung eine Viertelmeile.

Der „Coq gaulois" ist zweistöckig. Außer seinem Schilde trägt er noch eine Inschrift an der Front des Hauses hin: Mesmer, Bourgerie, vend à boire et à manger. Es war heiß, staubig, die Kehle trocken, so überschritt ich denn die Schwelle, um einen Trunk zu thun und auf die harmloseste Weise in eine Beziehung zu dem „Mesmerismus" dieses Hauses zu treten. Ich fand den üblichen Inhalt einer Gaststube: eine Wirthin, einen Spitz, zwei Fuhrleute, und bat, durch einen raschen Blick auf zwei halbausgetrunkene Gläser über das Bier, das hier verzapft wurde, vollständig aufgeklärt, um Absinth und Wasser. Beides kam; mit ihm ein „Wirthins Töchterlein", das bis dahin unschuldig mit dem Spitz gespielt hatte, und präsentirte mir, anscheinend, ein Spiel Karten. Ich erschrak bei dem Gedanken, hier in meinen älteren Tagen noch als Opfer des Kümmelblättchens fallen zu sollen; die Situation klärte sich aber bald dahin auf, daß das vermuthete Spiel Karten ein Packet Photographien war: die Höhe von Donchery, Donchery selbst, das Kalkbrennerhaus, Schloß Bellevue. Sie waren sämmtlich sehr schlecht, und wiewohl alles, um das es sich dabei handelte, originaliter vor der Thür des Hauses lag, so war doch nichts nach der Natur, sondern alles nach schlechten Zeichnungen angefertigt. Aber was war zu machen? Editha ließ die Augen rollen und retouchirte dadurch so erheblich, daß ich für zwei Blätter meine zwei Franken bezahlte, schließlich froh, nicht noch zu einem höheren Agio für den Absinth herangezogen zu sein. Ich fragte nun nach der Doncheryhöhe, erfuhr, daß ich mich erst links, dann rechts halten müsse, vor allem aber, daß ich, wie zu einem natürlichen Ausgangspunkte aller Herrlichkeit, immer wieder in den „Coq gaulois" zurückkehren müsse, wenn ich die beiden andern Sehenswürdigkeiten: das Kalkbrennerhaus und Schloß Bellevue, besuchen wolle.

So schied ich denn und schritt, links einbiegend, auf die Höhe zu.

Nach etwa tausend Schritt hat man das Dorf Fresnois erreicht, das inmitten eines Hügelkranzes und ziemlich in derselben Senkung liegt, durch die sich der Weg zieht. Dieser Weg theilt die geschwungene Hügellinie in zwei Hälften, die beide während der Schlacht am 1. September von hoher Bedeutung waren, und von denen ich die linke Hälfte als die „Höhe von Fresnois" be-

DAS GEHEIMNISS.

Von Otto Erdmann.

zeichnen möchte, während die rechte Hälfte officiell die „Höhe von Donchery“ heißt. *)

Beide Höhen werden vielfach verwechselt, in ähnlicher Weise wie nach der Schlacht bei Königgrätz der Swiepwald und der Holawald beständig confundirt wurden, indem man unter dem Namen „Sadowagehölz“ bald den einen bald den anderen verstand. So ist hier die „Höhe von Donchery“ der allgemeine Begriff geworden, während dieser Name doch nur einem Theil des Ganzen gebührt.

Ich will versuchen Beide auseinander zu halten und jedem zu geben, was ihm zukommt.

Die Linkshöhe, die Höhe von Fresnois, ist es, auf der der König während der Schlacht verweilte. Er schreibt selbst an die Königin: „Es war ein grandioser Anblick, von unsrer Stellung auf einer Höhe rechts vom Dorfe Fresnois vorwärts, oberhalb Petit Torcy.“ Unmittelbar in Front des Königs befand sich die große Batterie, deren direct auf die Stadt gerichtetes Feuer schließlich die Capitulation erzwang. Von hier aus wurde Oberstlieutenant von Bronsart als Parlamentair abgeschickt, um dem Kaiser die Capitulation anzubieten; hier erschien sieben Uhr Abends der General Reille mit dem Briefe des Kaisers, der mit den berühmt gewordenen Worten beginnt: N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté.

So viel über die Linkshöhe, die Königshöhe, die Höhe von Fresnois.

Viel bedeutender als Höhepunkt ist die nach rechts hin ansteigende Hügelgruppe. Man kann hier schon von Bergen sprechen. Es zeigen sich viele Einsattlungen und Kuppen. Der höchste Punkt, unmittelbar im Süden der gleichnamigen Stadt, ist die „Höhe von Donchery“. Auch auf ihr befand sich der König, aber nicht am Schlachttage selbst, sondern am Tage darauf. An diesem Tage nämlich, am 2. Vormittags, war der Kronprinz dem von Vendresse kommenden Könige entgegengefahren und hatte ihn, auf der Höhe, wo die Chaussee in das Sedanthal abzufallen beginnt, darauf aufmerksam gemacht, daß von der Donchery-Höhe die Umschau noch weiter sei. Nun bogen die Equipagen in einen sehr schwierigen Feldweg ein und machten etwa auf halber Höhe Halt. Hier war es, wo der König, in der Mittagsstunde, den Wortlaut der inzwischen im Schloß Bellevue zwischen General Moltke und General Wimpffen vereinbarten Capitulation empfing und seine Ansprache an die um ihn versammelten Prinzen, Generale und Fürstlichkeiten richtete. In einer halbofficiellen Correspondenz**) finde ich darüber Folgendes: Als die Capitulation dem Könige auf der Höhe über Donchery überbracht wurde, befahl S. M. die Vorlesung derselben ... Generallieutenant von Treskow las. Als er geendet, sprach der König: „Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen Königlichen Dank auszusprechen, um so mehr als diese Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Moment zahlreich um mich versammelt sehe — mit uns verbündet.“ Bei diesen Worten richtete der König seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg, denen er später, als er seine Ansprache geschlossen, auch noch die Hand reichte.

Dies alles ereignete sich auf der Höhe rechts, auf der eigentlichen „Höhe von Donchery“. Es war ein historischer Moment. Aber wenn dieser Moment an eben dieser Stelle auch nie stattgefunden hätte, so würde diese Doncheryhöhe doch immer ein Hauptwallfahrtspunkt für alle Sedanbesucher bleiben und bleiben müssen, weil sie, ganz abgesehen davon, daß der Kronprinz, das Hauptquartier der III. Armee um sich her, von hier aus den linken Flügel der Schlacht commandirte, ganz abgesehen davon, daß sie (die Höhe) an jenem glorreichen Tage point de vue, Ziel- und Aussichtspunkt für alles war, was damals als fremder und einheimischer, als civiler und militairischer Berichterstatter, dem Heere folgte, weil, sage ich, diese Doncheryhöhe, von allem anderen Zufälligen abgesehen, der dominirende Punkt des Gesammtterrains ist, von dem aus zwei Drittel des Schlachtfeldes, besser als von jeder andern Stelle aus, überblickt werden können.

Darüber ein paar erklärende Worte.

Man hat bei Sedan einen Außen- und Innenkreis, eine Peripherie und ein Centrum des Schlachtfeldes zu unterscheiden, weshalb ich, an anderer Stelle, das gesammte Sedanterrain mit jener bekannten Tortenform-Specialität verglichen habe, die außer dem großen Außenrand noch einen Innenkegel aufzuweisen hat. Dieser Vergleich ist richtig, aber, namentlich was diesen Innenkegel angeht, doch noch amendementsbedürftig. Dies Amendement versuch' ich jetzt.

Die innere Sedanposition (eben jener Kegel) erweist sich, bei genauerem Eingehen, als ein beinah gleichseitiges Dreieck: der Fuß des Dreiecks die Maas, der Bach von Floing die linke, der Bach von Bazeilles die rechte Seite. Will man das Dreieck nach Punkten bestimmen, so handelt es sich um Floing, Bazeilles und Illy. Illy oben die Spitze, Floing-Bazeilles unten der Fuß. Innerhalb dieser drei Punkte, oder was dasselbe sagen will, innerhalb der drei genannten Wasserläufe, oder was abermals dasselbe sagen will, innerhalb jener drei Senkungen oder Thäler oder Schluchten, drin eben diese Wasserläufe sich ziehen, erhebt sich jenes unregelmäßige Plateau, das ich, wie eben als Kegel, so an anderer Stelle als eine Erdfestung, als Festung Sedan im weiteren Sinne, bezeichnet habe. Ein zurückgelegener Kranz bewaldeter Berge umspannt diese Erdfestung in meilenweitem Bogen. Die Angriffslinien gingen radienweis von diesem Bogen aus gegen die Mitte.

Die Höhe von Donchery nun, wie sie einen klaren Blick auf das Maasthal und die Niederung des Floingbaches, will also sagen, auf den Fuß und die linke Seite des vorbeschriebenen Dreiecks gestattet, gestattet zugleich auch einen Ueberblick über zwei Drittel, ja über mehr als zwei Drittel des weiten Bergkessels, der die Innenposition umspannt. Denn diese Innenposition, da sie klein ist, vermag nach hinten zu nur einen verhältnißmäßig geringen Theil des in ihrem Rücken gelegenen Waldkranzes zu verdecken, wodurch es möglich wird, daß man bei Illy in gewissem Sinne um die Ecke sehen, das heißt noch solcher Partien des äußeren Waldkranzes ansichtig werden kann, die bereits weit über Illy hinaus, in der rechten Flanke desselben gelegen sind. Diese (einen kleinen Abschnitt abgerechnet) beinah panoramatische Allumfassendheit des Bildes ist es, was dem Blick von dieser Doncheryhöhe aus ihren besonderen Werth gibt. Um das Bild vollständig zu haben, muß man freilich auf das Dach des hier oben gelegenen Schlosses steigen, weil anderen Falls durch vorgelegene hohe Parkbäume der Blick auf Bazeilles gehindert wird.

Dies Schloß, ein im landesüblichen französischen Villenstil mit Mansardendach und Eckthürmen gebautes „Château“, führt nach seinem Besitzer (einem reichen Kaufmann in Sedan, wenn ich nicht irre), den Namen Château Paret. Es soll verkauft werden; so hörte ich wenigstens. Hier wie an andern Orten scheint sich das französische Gefühl dagegen zu empören, noch eine Stelle fürder zu betreten, von der aus preußische Siege gelenkt, beobachtet oder wohl gar die Erfolge dieser Siege unterzeichnet wurden.

*) Links und rechts sind immer sehr mißliche Bestimmungen. Deshalb, um nicht irre zu führen, sei auf Folgendes eigens hingewiesen. Beide Höhen, die Höhe von Fresnois und die Höhe von Donchery, liegen links von der Straße nach Mezières. Nachdem man nun aber, beim Coq gaulois, in die nach Vouziers hin führende Straße eingebogen ist, gibt es wieder, in Betreff der beiden genannten Höhen, ein Links und ein Rechts. Dies Links und Rechts bezieht sich indessen jetzt nicht mehr auf die Straße von Mezières, sondern auf die Straße von Vouziers.

**) Was alle diese Correspondenzen aus dem großen Hauptquartier (als deren Verfasser der Geh. Hofrath Schneider gilt) auszeichnet, ist neben ihrer, wenn ich mich so ausdrücken darf, militairisch-diplomatischen Zuverlässigkeit vor allem auch die Leidenschaftslosigkeit in Betreff des Feindes. Nirgends wird er verkleinert, unterschätzt, am wenigsten geschmäht, und zu allem, was in diesen Berichten über Frankreich und Franzosen gesagt worden ist, bekenne ich mich, so weit ich es kenne, ohne Weiteres. Es muß mir gestattet sein dies hervorzuheben, da ich vielfach bezüchtigt worden bin, eine unverständige, selbst unpatriotische Milde in der Beurtheilung des „Erbfeindes“ gezeigt zu haben.

2. Das Kalkbrennerhaus bei Donchery.

(Four à chaux.)

Château Paret lag hinter mir; ich stieg die Höhe von Donchery auf demselben Wege wieder hinab, auf dem ich gekommen war, dem Rathe willfahrend, den mir die Wirthin zum „gallischen Hahn“ noch im letzten Moment gegeben hatte. Semper retrorsum, „rückwärts, rückwärts!“

Da stand ich nun abermals unter dem Blechschild, das im Staubwind knarrend hin und her schwankte, hütete mich aber wieder einzutreten, sondern nahm vielmehr, Front gegen Donchery, meinen Weg unmittelbar gerade aus, um jenem vielgenannten Hause, in dem Louis Napoleon und Graf Bismarck am Morgen des 2. September ihre erste Unterredung hatten, meinen Besuch zu machen. In den diesseitigen Berichten wird diese Oertlichkeit vielfach als „ärmliches Haus hart links am Wege“ bezeichnet; die Franzosen dagegen nennen das kleine Etablissement „Four à chaux“, was ich in der Ueberschrift mit „Kalkbrennerhaus“ übersetzt habe. Kalkofen, was wörtlicher gewesen wäre, verbietet sich. Man sieht nichts von einem solchen. Es ist sehr wahrscheinlich das bescheidene Wohnhaus eines kleinen „Proprietaires“, der eine Kalkscheune ganz in der Nähe hat.

Es mochten vom Coq gaulois aus noch tausend Schritt sein. Ich hielt die Photographie in Händen, um mit Hilfe derselben, das Haus ohne weitere Nachfrage ausfindig zu machen. Auf dem Wege dahin wolle mir der Leser gestatten, ihm die Situation jenes Tages noch einmal zu recapituliren. Wenn er mir vielleicht versichern sollte, „daß er das alles schon wisse“, so muß er mir (ich gestatte höchstens ein Dutzend Ausnahmen) die Gegenbemerkung verzeihen, daß ich es nicht glaube. Jeder hat eine ohngefähre Vorstellung von diesen Dingen, eine exacte beinah keiner. Die Sache ist nämlich ziemlich complicirter Natur und in dem beständigen Hin und Her jener zwei Tage, wo die Scene unablässig wechselte, und dieselbe Person bald hier bald dort erscheint, ist es keineswegs leicht, sich zu orientiren.

Am 1. Abends standen die Dinge wie folgt:

1) Der König war nach seinem Hauptquartier Vendresse zurückgekehrt;
2) der Kaiser befand sich noch in Sedan;
3) Bismarck und Moltke waren in Donchery. Mit ihnen General Wimpffen, um sich über die Capitulationsbedingungen zu einigen.

Diese Bedingungen konnten aber nicht festgestellt werden. Man kam zu keinem Resultat. Schon hieß es, das Bombardement solle am andern Morgen (2.) wieder aufgenommen werden.

So verging die Nacht.

Am 2. früh 6 Uhr erschien General Reille in Donchery, um dem Grafen Bismarck mitzutheilen, daß der Kaiser Napoleon ihn zu sehen wünsche und sich bereits, von Sedan aus, auf dem Wege hierher (nach Donchery) befände.

Graf Bismarck beeilte sich, dem Kaiser entgegenzugehen.

Etwa auf halbem Wege (also wahrscheinlich in Höhe von Fresnois) trafen sich der Kaiser und Graf Bismarck. Der Kaiser fragte nach dem König. Als er erfuhr, daß derselbe in Vendresse, drei Stunden entfernt sei, zeigte er sich zunächst bereit, dem Grafen Bismarck in dessen Wohnung in Donchery (die ihm dieser sofort zur Verfügung gestellt hatte) zu folgen. Ehe sie Donchery aber erreichten, wies der Kaiser im Vorüberfahren auf ein links am Wege stehendes, aus einem Erdgeschoß und einem niedrigen Oberstock bestehendes Haus und schlug vor, in dasselbe, behufs vorläufiger Besprechung, einzutreten. Man fand das Haus frei, von Verwundeten nicht belegt. Der Kaiser und der Graf hatten nunmehr erst in einem im Oberstock gelegenen Zimmer, dann vor dem Hause, ein Gespräch. Das Gespräch oben dauerte etwa eine Stunde, das Gespräch unten war kürzer. Nach diesem Gespräch begaben sich der Kaiser und der Graf, nachdem man inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, daß Schloß Bellevue, an der anderen Seite des Weges, zur Fortsetzung der Verhandlungen ein geeigneterer Platz sein würde, als dieses Kalkbrennerhaus, nach eben diesem Schloß. Eine Escadron vom Leibkürassierregiment ritt dem Wagen vorauf, worin der Kaiser und der Graf unmittelbar folgten.

Ueber die Verhandlungen, die hier im Schloß Bellevue stattfanden, in aller Kürze im nächsten Kapitel.

Ich stand nun vor Four à chaux. So schlecht die Photographie war, sie war nicht so schlecht, daß das Haus nicht auf der Stelle erkennbar gewesen wäre: die Berglehne, die leise Schrägung des Daches, die kleinen Fenster des ersten Stocks, der eine Baum am linken Eck, alles charakteristisch, unverkennbar.

Ich trat ein und fragte, ob dies ....

Sans doute!

Diese Antwort, auf eine kaum erst halb gestellte Frage folgte so rasch, daß ich unschwer sehen konnte, dieser Ort war längst zu einer Wallfahrtsstätte geworden. Man saß hier und wartete auf Ankömmlinge. Ein Castellansdienst im eignen kleinen Hause. Zimmerzeigen — Beruf.

Was jedem Besucher an dieser Stelle zuerst überrascht haben wird, ist die Wohlanständigkeit dieses Hauses. Graf Bismarck's Bericht spricht von einem „einsam gelegenen Arbeiterhause“, das, nach einer vorgängigen Inspicirung, sich als „sehr dürftig und eng“ erwiesen habe. Danach hatte ich mir (und wohl viele mit mir) eine am Malpropren dicht vorüberstreifende, kümmerliche Behausung vorgestellt. Eine solche ist es aber keineswegs, wenigstens jetzt nicht mehr. Alles ordentlich; es fehlt selbst nicht an allerhand kleinem Schmuck.

Die „schlimme Partie“ ist die Treppe. Sie ist so schmal, daß ich im Geiste die ungarisch gewirbelten Spitzen des kaiserlichen Schnurrbarts rechts und links immer anstoßen sah. Wie die mächtige Gestalt des Grafen hier heraufkam ohne Schiffbruch zu leiden oder zuzufügen, ist ein Wunder.

Oben passirt man erst ein Vorgemach und tritt dann in das „Conferenzzimmer“ ein. Es hat zwei Fenster, eins nach der Front, eins nach der Giebelseite hinaus. Hier vorzugsweise hat man den Eindruck von etwas durchaus Wohnlichem, natürlich innerhalb kleinbürgerlicher Verhältnisse. Die Wände sind freundlich tapeziert, die Decke und Fenster gut gestrichen, ein mächtiger Eichenschrank füllt die halbe Wand und über dem Kamin hängt ein Bild, die Taufe oder die Krönung irgend eines sagenhaften Königs vorstellend. In der Mitte ein Tisch und die beiden historischen Binsenstühle! Diese wurden gerettet; zwei andere aber, die dem Kaiser und dem Grafen während ihrer Promenade*) vor dem Hause als gelegentliche Ruheplätze dienten, sind beinahe unmittelbar darauf von Soldaten fortgenommen worden. Also muthmaßlich in einem Bivouacsfeuer längst verbrannt. (Wie ich nachträglich vernehme, befindet sich einer dieser Stühle und zwar der, auf dem der Kaiser saß, im Besitz des Geh. Rath Stieber).

Der Werth der beiden übrig gebliebenen Stühle ist dadurch, (nach dem Vorgange der sibyllinischen Bücher) natürlich verdoppelt und verdreifacht worden. Hunderte von Pfunden wurden von Engländern und Amerikanern bereits dafür geboten; die Wirthin des Hauses versicherte aber aufs bestimmteste, daß sie sich nie davon trennen werde. „Auch von diesen Kleinigkeiten nicht.“ Dabei zeigte sie auf eine ganze Anzahl kleiner Nippsachen: Vasen, Aschbecher, Streichhölzer-Etuis, die wie letzte Ueberbleibsel einer Porzellanauction auf dem Kaminsims umherstanden.

Ob sie Wort hält? Ich habe sie in leisem Verdacht, daß jene Porzellanvasen doch schon öfter gewechselt haben; was aber die beiden Binsenstühle angeht, so mag es ganz klug sein, ein hohes Spiel zu spielen. Widerstand reizt und einen Werth hat nur das, was man selber als unveräußerlich, als unhabbar hinzustellen weiß.

Ich sehe den Tag heraufdämmern, wo ein müde gewordener Lord erklärt, den Rest seines Lebens, wenn denn doch mal gelebt werden muß, nur noch auf diesen beiden Stühlen zubringen zu können und unter Erlegung von „Thousand pounds each“ die Kalkbrennerfrau und sich selber gleichmäßig glücklich macht.

3. Schloß Bellevue.

Es blieb mir nur noch die dritte Sehenswürdigkeit: Schloß Bellevue, wo bekanntlich die Capitulation endgiltig zu Stande kam. Ich kehrte abermals bis an den Gabelpunkt der drei Straßen zurück, machte Kehrt und bog nun nach rechts hin in einen Feldweg ein, der zum Schloß hinüber führt. Es ist ganz nahe, kaum Büchsenschußentfernung. Ich recapitulire wieder die Situation.

Die Nacht vom 1. zum 2. September hatte also zu keinem Resultate geführt: General v. Moltke und General v. Wimpffen waren in Donchery, wo sich in eben dieser Nacht auch Graf Bismarck befand, über die Capitulationsbedingungen nicht einig geworden. Die Unterhandlungen schienen sich zerschlagen zu sollen.

Am Morgen des 2. trennten sich die eben genannten Drei (Graf Bismarck, General Moltke, General Wimpffen), um, nach den vergeblichen Berathungen der vorausgegangenen Nacht, jeder an anderer Stelle thätig zu sein:

Graf Bismarck fuhr die Chaussée nach Sedan hinauf und hatte die Begegnung mit dem Kaiser;

General Moltke ritt, auf Vendresse zu, dem Könige entgegen, um die Genehmigung zu den von ihm (Moltke) aufgestellten Capitulationsbedingungen einzuholen;

General Wimpffen kehrte (so scheint es) nach Sedan zurück.

Vier Stunden später hatte sich die Situation dahin geändert, daß die genannten Drei, wie die Nacht vorher in Donchery, so jetzt in Schloß Bellevue beisammen waren.

Graf Bismarck (sammt dem Kaiser, wie wir wissen) war von Four à chaux,

General Moltke, nach einer Begegung mit dem Könige zwischen Vendresse und Fresnois, von eben diesem Begegnungspunkte, — endlich

General Wimpffen von Sedan aus in Bellevue eingetroffen, wo nun, insonderheit nachdem dem Kaiser mitgetheilt worden war, daß der König erst nach Abschluß der Verhandlungen ihn zu sehen gedenke, die Ratification schnell zu Stande kam.

Um zwölf Uhr konnte dem Könige auf der „Höhe von Donchery“ die vollzogene Capitulationsurkunde überreicht werden. Um ein Uhr setzte er sich mit dem Kronprinzen, begleitet von der Stabswache, auf Schloß Bellevue zu in Bewegung. Er schreibt selbst: „Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.“

Das war zu Bellevue, an dessen Gitterthor ich jetzt hielt. Es war geschlossen; am rechten Pfeiler ein Glockenzug. Ich läutete. Ehe geöffnet wurde, hatte ich Zeit und Muße die Paragraphen einer zur Linken angebrachten Tafel zu lesen. Die beiden letzten

*) Nach den Erzählungen der Frau, die mich in diesem Hause umherführte, fand die Unterredung im Freien eher statt, als die Verhandlungen im Zimmer. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß es umgekehrt sei; sie blieb aber bei ihrer Meinung. Man mag daraus sehen, wie wichtig es ist eine exacte historische Darstellung solcher Vorgänge auf frischer That zu geben. Schon nach vierundzwanzig Stunden gehen die Ansichten auseinander und kommen nie mehr (wenn die dramatis personae schweigen) zu einer Einigung.

Absätze lauteten: „Der Eigenthümer wünscht, daß nicht mehr, als fünf Personen zu gleicher Zeit das Schloß besuchen. Dann: Jedes Mitnehmen von Andenken ist untersagt.“ Ich schloß daraus, daß dieser Ort bereits „leicht übergeplündert“ sein müsse. Und so war es auch. Neugier und Raritätenkrämerei hausen mitunter verderblicher, als der Krieg. Dieser geht großartig an vielem Kleinen vorüber; der Curiositätensammler aber schont nichts; dabei hat er das Bewußtsein, pietätvoll der Wissenschaft oder überhaupt einer Idee zu dienen. Erst durch diese hohe Meinung von sich selbst wird er so gefährlich.

Es wurde nun geöffnet; ich glaube es war eine Gärtnersfrau, die hier Conciergendienste that. Die Besitzer, hier wie überall, abwesend und nicht in der Laune den „entweihten Boden“ ohne vorgängige Purification wieder zu betreten!

Das Schloß ist nur ein Schlößchen und auch das kaum. Detailbeschreibungen verwirren; so denn in Kürze nur das Folgende. Man denke sich einen großen Steinwürfel, mit zwei angeklebten Glaswürfeln rechts und links, und besetze dies nun längliche Kernstück mit einer erheblichen Anzahl von Freitreppen, Giebeln und Spitzthürmen, so hat man Schloß Bellevue. Die beiden Glaswürfel (gewächshäuserartig) repräsentiren die Salons pour dejeuner et diner; der Steinwürfel in der Mitte enthält die Wohnräume: ein Empfang- oder Gesellschaftszimmer, ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer (Bibliothek). C'est tout. In dem Glassalon zur Rechten wurde die Capitulation nochmals berathen und — abgeschlossen; in dem links daneben gelegenen Empfangszimmer fand die Begegnung zwischen dem Könige und Kaiser statt; wieder weiter links, im Bett- und Schlafzimmer des Eigenthümers, schlief der Kaiser in der Nacht vom 2. auf den 3., also unmittelbar vor seiner Abreise nach Wilhelmshöhe; im zweiten Glassalon (links) schliefen die französischen Generale, endlich im Bibliothekzimmer General Moltke. Ob dies letztere richtig ist, mag dahin gestellt bleiben; die Concierge erzählte es.

Die Räume selbst, von der historischen Bedeutung abgesehen, die sie erlangt haben, flößen nicht das geringste Interesse ein. Das Bemerkenswertheste an ihnen bleibt ihre Kleinheit. Auf so kleinem Raum vollzog sich so Großes. Dieses Gefühl begleitet einen beständig und ist bis auf einen gewissen Grad die Poesie des Orts.

Diese litt einigermaßen, als, nach Empfang eines Trinkgeldes, die Gärtnersfrau, wie um mir ihre besondere Dankbarkeit auszudrücken, eine Wandthür öffnete und einen Tapetenfetzen herausnahm, deren hier zehn, zwölf, bunt durcheinander in Bereitschaft lagen. Ich habe diese Reliquien, wie alle anderen, natürlich längst wieder verloren. Einen Werth auf diesem Gebiete hat immer nur das, was dauerhaft und tragbar ist: ein Ring, ein Zahn, ein Wirbelknochen (bei Enthaupteten der durchgehauene); allenfalls eine Locke.

Davon war nun hier nichts: von der Locke, wenn man die betheiligten Häupter Revue passiren läßt, am wenigsten.

Am Coq gaulois vorbei schritt ich wieder auf Sedan zu.

Theodor Fontane.

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Anzug aus grauer Popeline; der untere Rock ist mit Frisuren vom Stoff des Kleides, der obere Rock mit Grosgrainstreifen in dunklerer Nüance und mit weißer Spitze besetzt. Die Schoßtaille ist entsprechend garnirt. Schärpe aus grauem Grosgrain.

Figur 2. Kleid aus pensée Taffet mit Plisséfrisuren von gleichem Stoff und Verschnürung von pensée Seidenschnur.

Figur 3. Anzug für Mädchen von 5 bis 7 Jahren. Der untere Rock ist aus blauem Kaschmir, der obere Rock und die Miedertaille sind aus gestreiftem Wollenstoff, mit Blenden und Patten von blauem Taffet garnirt. Bluse mit langen Aermeln aus Batist; Schärpe aus blauem Taffetband.

Figur 4. Kleid aus rehbraunem Kaschmir. Der untere Rock ist mit Frisuren vom Stoff des Kleides und mit Schrägstreifen von Taffet in dunklerer Nüance garnirt. Die Garnitur des Ueberkleides besteht in Schrägstreifen und Revers von Taffet, sowie in Plisséfrisuren vom Stoff des Kleides. Schleifen und Schärpe aus braunem Taffetband.

Figur 5. Anzug für Kinder von 1 bis 2 Jahren. Kleid aus weißer Alpacca mit Verschnürung von weißer Seidenschnur. Schärpe aus blauem Grosgrainband. [27,315]

Wirthschaftsplaudereien.

Füll-Regulirofen. Die Heizvorrichtungen unserer Zimmer sind im Allgemeinen höchst mangelhaft, auch der beste der bisher construirten Oefen, gleichviel aus welchem Material, vermochte bei weitem nicht alle diejenigen Anforderungen an eine vollkommene Heizung zu befriedigen, welche man heutzutage wohl zu fordern berechtigt ist.

Diese Anforderungen sind in nachfolgenden Sätzen ausgesprochen: ein guter Ofen soll, vorausgesetzt, daß seine Dimensionen denen des zu heizenden Raumes entsprechen: einen Raum möglichst rasch auf eine bestimmte Temperatur bringen — in seinen Wänden die Wärme andauernd ansammeln und bewahren — eine angenehme Wärme (keine Jähhitze) ausströmen — keine unverbrannten Ofengase durchlassen*) — eine genügend große Menge Brennmaterial aufzunehmen vermögen und dadurch — leicht zu bedienen sein — den zu heizenden Raum gleichmäßig durchwärmen — der Ofen soll mehr durch Leitung, als durch lästige Strahlung der Wärme wirken — die Hitze des Ofens muß sich völlig beherrschen und leicht reguliren lassen — das Brennmaterial muß zur vollständigen Verbrennung resp. Ausnutzung gelangen — mit der Heizung des Ofens muß eine Ventilation der Zimmerluft verbunden sein.

Wer mit dieser Tugendliste eines Ofen-Ideales die Leistungen seines Zimmerofens vergleicht, wird bald sehen, an welchen Punkten es mit seinem warmen Stubenfreunde hapert, ja diesem letzteren wird Mancher ein ebenso langes Sündenregister auszustellen vermögen.

Ein Ofen, der dem geschilderten Ideal nahe kommt — auch seine Mängel sollen nicht verschwiegen werden — hat, Dank den Bemühungen des Professor Meidinger in Carlsruhe, seit etwa zwei Jahren greifbare Gestalt angenommen und die Feuerprobe gut überstanden, denn die Zahl der bereits in Gebrauch gekommenen Exemplare ist schon heute nicht unbedeutend und jeder neu aufgestellte Ofen macht Propaganda für sein Geschlecht.

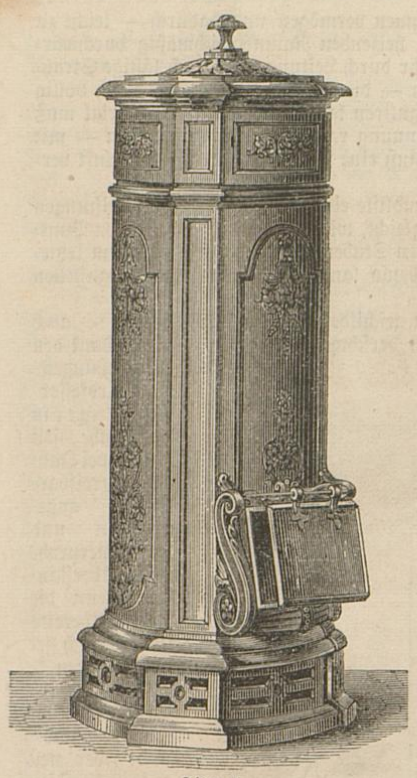
Die nächste Veranlassung zur Construction dieses Ofens gab dem Erfinder der Wunsch des Capitain Koldeway, für die zweite deutsche Nordpolexpedition einen Ofen zu besitzen, der einen kleinen Raum einnehme und eine gute Ventilation bewirke, der ferner bei geringem Brennmaterialverbrauch namentlich die glühende Wärmestrahlung eiserner Oefen vermeide. Das Zeugniß, welches Koldeway dem Ofen ausstellt, kann nicht günstiger lauten; in einem Briefe an Professor Meidinger sagt der Nordpolfahrer:

„Ueber die Oefen kann ich mich nicht lobend genug aussprechen. Keine arktische Reise hat so gute Heizvorrichtungen gehabt, und daß der Gesundheitszustand während des Winters ein so überaus vorzüglicher war, ist außer der trefflichen Ausrüstung an gutem Proviant wesentlich den Oefen zu danken, die es nicht allein ermöglichten, in der Kajüte fortwährend eine gleichmäßige Temperatur von 12 bis 16° R. zu erhalten, sondern auch eine ausgezeichnete Ventilation hervorbrachten, so daß wir immer in einer reinen und verhältnißmäßig trockenen Luft athmen konnten.“

Diese Vorzüge werden erklärlich, wenn man die Construction des Ofens näher in Augenschein nimmt. Fig. 3 ist eine Durchschnittzeichnung des Ofens.

Dieser besteht aus einem sehr dickwandigen gußeisernen gerippten Füllcylinder (a, a) ohne Rost, von einem doppelten Blechmantel (b und c) umgeben (Figur 2 zeigt den horizontalen Durchschnitt des mit Doppelmantel umgebenen Cylinders). Der Füllcylinder besteht aus einzelnen Ringen, die ausgewechselt werden können und hat unten an Stelle der Rostöffnung einen Hals mit einer hermetisch schließenden Thür (Figur 3, bei d aufgeklappt), die durch seitliche Verschiebung (in Figur 1 veranschaulicht) den Luftzutritt leicht reguliren läßt, so daß man z. B. das Feuer in der Nacht mit nur drei Pfund Koks unterhalten kann. Der Füllcylinder trägt einen lose aufliegenden Deckel (Figur 3 e), der

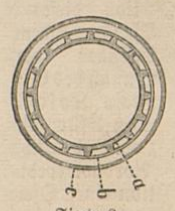
*) Dünnwandige eiserne Oefen lassen beim Erglühen schädliches Kohlenoxydgas durch die Ofenwände.



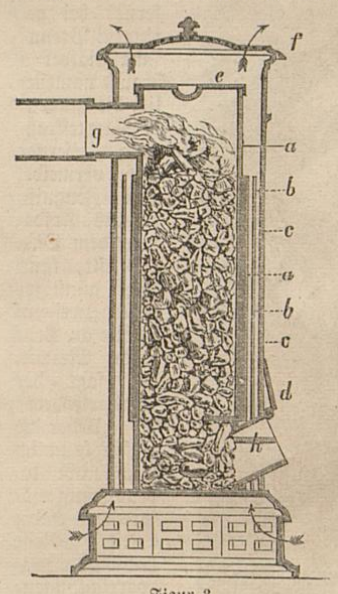
Figur 1.

wenn der Ofen mit Feuerungsmaterial — nußgroßen Steinkohlen- oder Koksstücken — gefüllt werden soll, abgehoben wird, und mit welchem man, nachdem man die Koksfüllung durch ein oben aufgelegtes kleines, mit Kokksstückchen untermischtes Holzfeuer entzündet hat, den Cylinder wieder bedeckt. Der Ofen wird also von oben angeheizt, die Entzündung verbreitet sich, so widersprechend dies auch erscheinen mag, von oben nach unten und in demselben Maße kommen die oberen Schichten Koks wieder aus dem Glühen; ist die Entzündung unten angelangt, so nimmt die Verbrennung wieder den umgekehrten Weg von unten nach oben, bis alles Feuerungsmaterial aufgebraucht ist. Der Ofen erfordert wenig Bedienung, ein bis zwei Mal täglich Nachfüllung, höchstens ein Mal Aschenentleerung. Um letztere zu bewerkstelligen, schiebt man eine dem Ofen beigegebene rostförmige Ofengabel über die Leiste h (Fig. 3) in den Ofen und zieht dann die darunter befindliche Asche hervor.

Der Brennstoffverbrauch ist ein sehr geringer; man bedarf auch bei den größeren Nummern des Ofens täglich nur für wenige Groschen Koks, selbst bei starker Kälte. Der Brennstoff wird völlig zu Kohlensäure verbrannt, wodurch ein größerer Heizeffect erzielt wird, als wenn er, wie bei anderen Oefen, theilweise zu Kohlenoxyd, d. h. halb verbrannt wird. Durch den doppelten Mantel findet eine sehr rasche Luftströmung statt; die kalte am Boden des Zimmers lagernde Luft tritt unten am Boden ein, streicht am Cylinder empor und strömt, erwärmt, durch die durchlöcherte Ofenplatte (Figur 3 f) nach oben in das Zimmer. Durch diese Einrichtung wird der Füllcylinder stets so weit abgekühlt, daß er höchstens schwach rothglühend und die lästige strahlende Wärme vermieden wird. Der Fuß des Ofens bleibt vollends so kalt, daß man den Ofen ganz unbedenklich auf einen Teppich stellen könnte. Dadurch, daß wie schon bemerkt unten die kalte Luft vom Boden eingesogen wird, und oben die erwärmte Luft wieder ausströmt, kommt durch diese schornsteinartige Wirkung des Ofens die gesammte Luft des zu heizenden Raumes sehr bald in Bewegung und mischen sich die kalten und erwärmten Luftmengen so gleichmäßig, daß die Temperatur in der Nähe des Ofens in sehr kurzer Zeit mit derjenigen am entgegengesetzten Ende des Zimmers übereinstimmt. Die sehr dicken Wände des gußeisernen Füllcylinders halten die Wärme lange zurück und schützen vor raschem Verbrennen des Eisens. Durch Ansetzen eines durchlöcherten mit einer Klappe verschließbaren Rohrstutzen an das Rauchrohr (Figur 3 g) läßt sich leicht eine Ventilation der Zimmerluft herstellen.



Figur 2.



Figur 3.

Ein Vorwurf, den man dem Ofen machen muß, ist der, daß man nur Steinkohlen und Koks darin brennen kann, und daß beide bis zu einer bestimmten Größe zerkleinert werden müssen, damit das Feuer weiter brenne. Sind die einzelnen Stücke des Brennstoffes zu groß, so bieten sie den benachbarten zu wenig Berührungsfläche, sind sie zu klein, so ist der Luftzug gehemmt. Am besten erhält man das richtige Korn (nußgroße Stücke) durch Anwendung eines Doppelsiebes, in welchem das obere mit 1 Centimeter weiten Maschen die zu groben Theile zurückhält, das untere den Staub durchfallen läßt, dieses Sieb kann zugleich mit dem Ofen bezogen werden.

Beiläufig gesagt würden die Koks viel allgemeiner sich ihres wohlverdienten Rufes, das wohlfeilste und beste Brennmaterial zu sein, erfreuen, wenn die Koksverkäufer dieselben nur in nußgroßen, staubfreien Stücken abgeben würden.

Beim Einkauf eines Meidinger'schen Füllofens sehe man namentlich darauf, daß die Schiebethür genau und dicht schließt, anderenfalls wird die Hauptsache, eine gute Regulirung der Verbrennung, illusorisch.

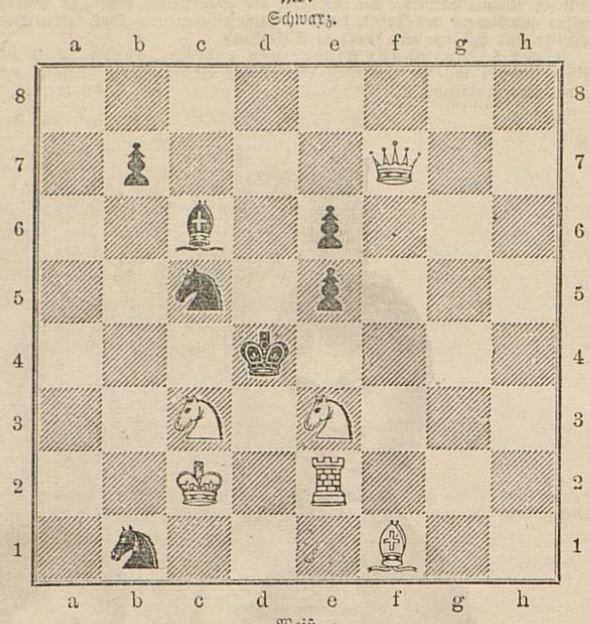
Die Wahl der Ofengröße richtet sich nach der Größe des zu heizenden Raumes; mit den kleinsten einfachen Oefen im Preise von vierzehn Thalern vermag man einen Raum von vierzig Cubikmetern zu heizen. Neuerdings hat Hoflieferant E. Cohn in Berlin, Hausvoigteiplatz 12, welcher alle Nummern des Ofens vorräthig hält, den Oefen auch ein elegantes Aeußere (Figur 1) gegeben und dieselben dadurch salonfähig gemacht. Solche geschliffene und polirte Oefen kosten dreiunddreißig bis fünfzig Thaler.

Schach-Aufgabe. Nr. VIII.

Von Schoumoff in St. Petersburg.

„X!"

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in drei Zügen matt.

Auflösung des Räthsels Seite 330.

„Getreidehalm."

Zur Wintermode.

Pesth, im November 1871.

Sammet und edles Rauchwerk werden in der kommenden Saison unsere Lieblinge sein. Wir werden Costüme tragen aus schwarzem oder dunkelgrünem oder dunkelblauem Sammet, den glatten Rock der Robe mit zwei oder drei Pelzstreifen garnirt, das lange anliegende Ueberkleid mit weiten Aermeln (redingote) von einem gleichen Pelzstreifen begrenzt; dazu eine Pelerine aus Sammet mit Pelzbesatz oder auch eine solche ganz aus Pelz, mit reichen Passementerieschnüren auf der Schulter befestigt.

Von den verschiedenen Pelzarten sollen der zarte schneeige Silberfuchs und der Blaufuchs die meiste Gunst gewinnen. Daneben wird Goldbär, Dachs, Marder en vogue sein. Für leichtere Toilette ersetzen wir das Rauchwerk durch Garnitur von Eidergans- oder Straußen-, auch wohl Hahnenfedern. Nichts Eleganteres, als eine Robe von echtem grauem Kaschmirstoff, mit grauen Straußenfedern garnirt, welche der Quere nach übereinander liegend auf einem 5 bis 6 Centimeter breiten Fond arrangirt sind.

Jüngere Damen, denen die anspruchsvolle Pracht solcher Toilette versagt ist, werden Costüme aus Tuch oder aus tuchähnlichen geköperten Wollenstoffen tragen, überaus reich mit Verschnürung aus breiter Litze und feiner Rundschnur von Wolle oder Seide ausgestattet. Die reizendsten Costüme verspricht ein neues Gewebe, ein weißer flaumiger Wollenstoff, flanelle d'agneau genannt; die schmucksten Garnitur dazu dürften die dunklen Augen und frischen Wangen ihrer Trägerinnen bilden.

Ob wir nach wie vor Paletots tragen werden? Nun, ich kann nicht absolut nein sagen, aber — — — Nehmen Sie dieses „Aber" für so beredt, als das berühmte Schweigen Ihres großen Strategen. — Der Paletot ist gut, aber — langweilig, behaupten unsere eleganten Damen. Wir ziehen demselben die redingote, also das zum Costüm gehörige lange Ueberkleid, vor, mit recht warmem Stoff gefüttert und mit einer doppelten Pelerine versehen. Und wenn der Nord gar zu eisig in unsere Winterträume bläst, so versuchen wir ihm in einem pelzgefütterten Burnus von dunkler Seide Trotz zu bieten.

Neben dem Burnus werden der Talma und das Mantelet noch für lange Zeit unsere Günstlinge bleiben. Man sieht sie vom Stoff des Costüms, zu welchem sie getragen werden, auch von Sammet oder Velourstoff; zur Balltoilette von weißer Seide, von Elastine und dergl., mit oder ohne Capuchon, und in den verschiedensten Formen. Ihre Garnitur besteht in reicher Passementerie von gleichfarbiger Seide; häufig sind sie ganz mit Verschnürung, mit Seiden- oder Perlenstickerei bedeckt.

Einen neuen, unserem malerischen Nationalcostüm entlehnten Schmuck an Mantelets, Redingotes, Taillen und dergl. bilden starke, seidene Schnüre; sie werden von der vorderen Mitte aus woselbst sie von Passementerie-Agraffen gehalten sind, unterhalb der Schulter nach der hinteren Mitte geführt und dort mit gleichen Agraffen befestigt; die lang herabhängenden Enden sind mit reichen Grelotquasten geschmückt.

Bald hätte ich das Wichtigste zu constatiren vergessen! Die Form der Hüte und der Doppelröcke, Tunikas, hat eine Veränderung erfahren, — Ihre Frau Veronika v. G. hat ja auch bereits davon gesprochen. Erstere sind größer geworden und haben wieder eine richtige Passe, einen Fond und ein kleines, ganz kleines Bavolet; letztere, die Doppelröcke, sind solider, wenn ich so sagen darf, weniger herausfordernd. Man trägt sie nämlich nicht mehr auf den Hüften gebauscht; es werden vielmehr die Seitenbahnen möglichst glatt arrangirt und nur die hinteren, sehr langen Bahnen in Falten gerafft. Zur Gesellschaftstoilette muß die Tunika so lang sein, daß sie bis auf die Schleppe des Unterkleides hinabreicht.

Für gediegene Gesellschaftstoilette bereitet man höchst geistreiche Farbenzusammenstellungen vor. Die eigenthümlichsten sind: Unterkleid aus schwerer rothbrauner (prune-farbiger) Seide, Tunika von mattblauem Crêpe, Garnitur aus gleichfarbigem Sammet und echten Points; oder Robe von stahlblauem poult-de-soie, Ueberkleid von theegrünem Taffet, Garnitur aus Seidenfranze, Spitze und Blumen, etwa Schilf und Seerosen.

Aber wir sind nicht immer so exclusiv. Zu kleineren Reunions tragen wir ein einfaches Seidenkleid mit Spitze und Franze garnirt; junge Damen legen ein Fichu von schwarzer oder weißer Gaze darüber, dessen Enden vorn leicht geknüpft, oder falls sie Echarpes bilden, an der Seite geschlungen werden. Einige künstliche Blumen, vorn oder an der linken Schulter befestigt, geben dieser einfachen Toilette den anmuthigsten Reiz. Ja, Blumen, und wär's auch nur eine Rose, dürfen uns zu keiner Toilette fehlen, sie passen so gut zu Kerzenglanz und Fächerspiel.

A propros, die Fächer. Die beliebtesten sind von Elfenbein geschnitzt, mit Bekleidung von echten Points oder auch von weißer Seide, in den zartesten matten Farben theils gestickt, theils gemalt. Zu Costümen im Genre rococo — auch wir tragen Rococo, versteht sich — haben wir Fächer von Goldfiligran mit schwarzer Spitzenbekleidung.

Nun ich am Ende bin mit meinen Neuigkeiten, fürchte ich, Sie ausrufen zu hören: „Aber, das ist ja Alles ganz so wie bei uns!" Weshalb auch nicht? Ist es doch das schönste Vorrecht der Mode, daß auch sie sprechen darf: „Seid umschlungen, Millionen!" — Böse Zungen freilich wollen behaupten, daß es verschlungen heißen müßte. — —

Meinen Gruß für heute. Szolgája! D.

Rebus.

Correspondenz.

Langjährige Abonnentin. Ein Tuchkleid kann jahrelang getragen werden, ohne unmodern zu sein, sobald Sie nur immer die nöthige Aenderung in dem Arrangement vornehmen lassen. Doch würden wir Ihnen rathen, zur Garnitur der Robe, anstatt der schmalen Sammetbänder dem Rock einen breiten, der Tunika und Taille einen etwas schmaleren Sammetstreifen aufsetzen zu lassen.

Pauline P. in **Berlin.** Nächstens.

Emma. Pensée ist ein dunklerer Ton als lila, mit röthlichem oder bläulichem Schimmer. Mit écru wird die Farbe der ungebleichten Leinwand oder die der rohen Seide bezeichnet.

Laura G. in **Wien.** Leider können wir von der eingesandten Arbeit keinen Gebrauch machen, da sie für uns nicht neu genug ist.

Amerikanerin in **Hamburg.** Wir wollen Ihr uns angegebenes Mittel, das Kräuseln der Haare ohne Brenneisen zu bewerkstelligen, unseren Leserinnen nicht vorenthalten: 2 Unzen Borax und 1 Drachme Gummi arabicum werden in 1 Quart warmen Wasser aufgelöst und der Lösung 3 Eßlöffel Kampherspiritus hinzugefügt. Mit dieser Mischung wird das Haar Abends benetzt und aufgewickelt, des Morgens ausgekämmt und über den Lockenstock gezogen; die damit erzielten Locken erscheinen natürlicher, weniger steif als die gebrannten und das Mittel greift das Haar nicht an. Wir fügen hinzu, daß man beim Gebrauch solcher Klebemittel Sorge tragen muß, durch öfteres Waschen des Haares und der Kopfhaut (mit Eigelb) die Haare und Hautporen nicht zu verkleben. — Rothe Schminke, wenn sie nur aus vegetabilischen Substanzen, z. B. Carthamin besteht, ist unschädlich.

M. N. in **W.** Um den feuerrothen gestrickten Tüchern, welche in der Wäsche mißfarbig blauroth geworden sind, die ursprüngliche Farbe wiederzugeben, zieht man sie durch eine schwache Auflösung von Kleesalz in weichem Wasser und spült sie dann in reinem Wasser gut aus.

Dr. N..... aus **Schlesien.** Wir warnen wiederholt und dringend vor dem Gebrauch der Eau de Capille von Kamprath in Leipzig, denn dieses Haarfärbemittel enthält, trotz der Versicherung der Verkäufer, daß dasselbe unschädlich sei, dennoch Blei. Unschädlicher, als die bleihaltigen Haarfärbemittel sind diejenigen, welche Silber enthalten, z. B. das Krinochrom von Barthol in Berlin, denn Bleisalze werden von der Haut absorbirt, durch silberhaltige Haarfärbemittel kann im schlimmsten Fall das Haar selbst angegriffen werden, namentlich bei übermäßiger oder fehlerhafter Anwendung des Mittels.

M. B. Man soll niemals concentrirtes, d. h. dickflüssiges Glycerin als Hautmittel anwenden, da dasselbe als ein wasserentziehendes Mittel wie starker Spiritus Brennen auf der Haut verursacht. Auch unreines Glycerin kann schädlich auf die Haut wirken, daher soll man stets destillirtes weißes Glycerin mit etwa der doppelten Menge Wasser verdünnt gebrauchen. Am besten reibt man die Haut damit Abends vor dem Schlafengehen ein.

Langjährige Abonnentin in **Pegnitz.** Die Romershausen'sche Augenessenz besteht im Wesentlichen aus einer Tinctur von Fenchelsamen und Fenchelöl; Sie erhalten dieselbe in jeder Apotheke, da das Recept zu derselben kein Geheimniß ist. Bevor Sie diese Essenz anwenden, ziehen Sie indeß einen Arzt zu Rathe, da dieselbe durchaus nicht bei jedem Augenleiden zu empfehlen ist, wie dies der Verfertiger der angeblich „echten" Essenz gerne glauben machen will.

K. G. in **Z.** Eau d'orate (Wasserstoffhyperoxyd) zum Blondfärben der Haare erhalten Sie in der Apotheke und chemischen Fabrik von Schering in Berlin, Chausseestraße 21.

Dornröschen. Charlbg. Wenn der Bernstein durch Einwirkung fettiger Substanzen trübe geworden ist, stellen Sie seine ursprüngliche Farbe durch Einlegen in starken Spiritus wieder her.

Abonnentin. Wir konnten aus Ihrem Schreiben nicht recht verstehen: ob Sie Trauerkleider zu tragen gezwungen sind; wenn dem so ist, so müssen Sie natürlich die Antrittsvisiten in Trauertoilette abstatten. Die Festrobe lassen Sie, im Falle Sie die Kosten nicht scheuen, mit weißer echter Spitze schmücken, doch können Sie dieselbe auch mit Puffen von Crêpe oder Illusion in der Farbe des Kleides garniren lassen.

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin, 54/55 Unter den Linden. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.